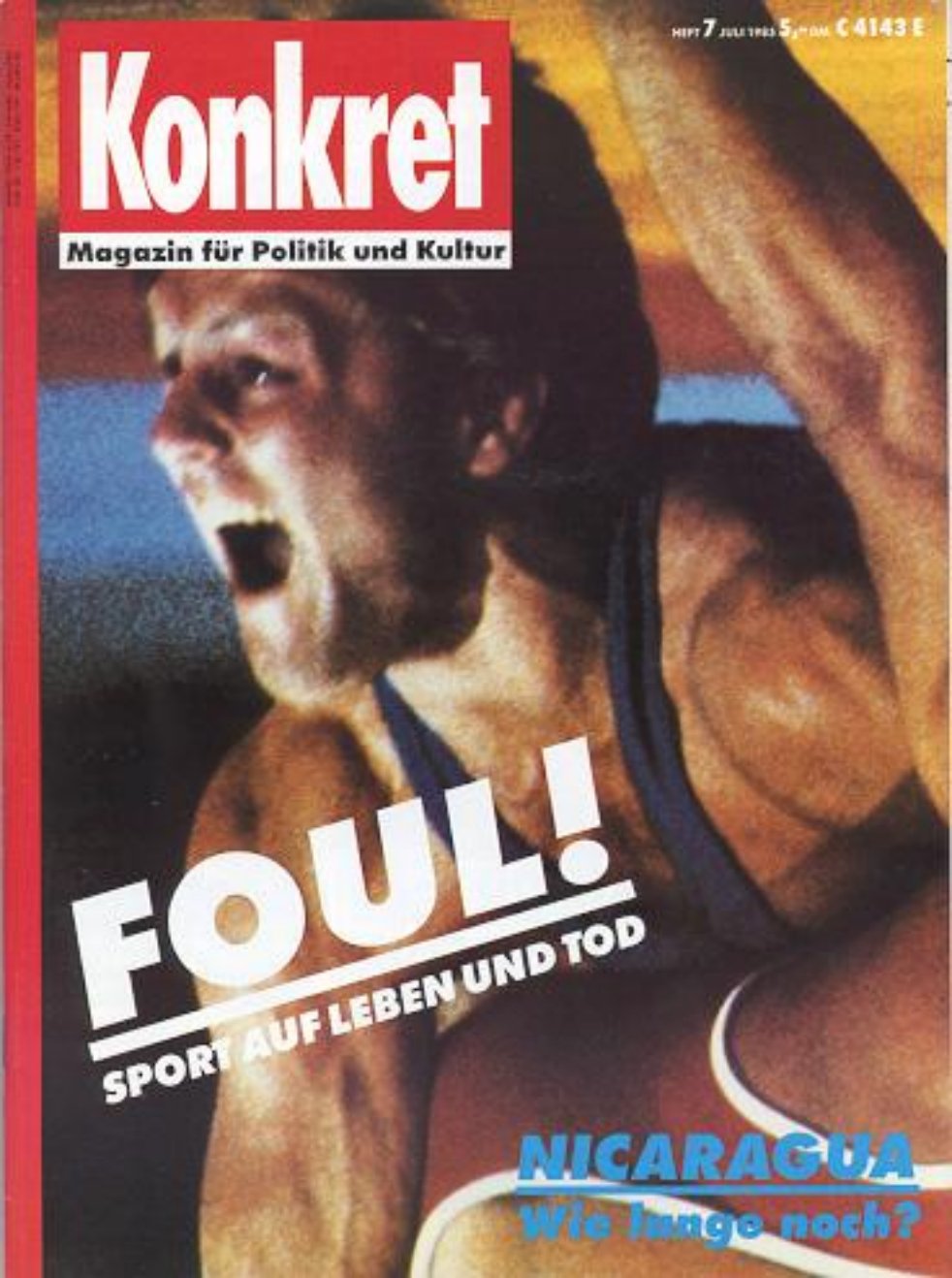
HEFT 7 JULI 1983 5,– DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur



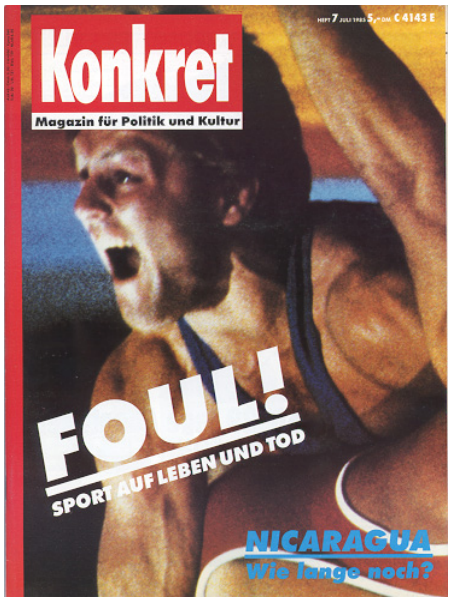
FOUL!

SPORT AUF LEBEN UND TOD

NICARAGUA

Wie lange noch?

in konkret Juli 1985



von Konkret

an Konkret

Auguren weinen nicht von Hermann L. Gremliza

Magazin

Schießen & Köpfen von Bernhard Schneidewind
Die Welt des Sports ist bunt, der Ball ist rund, Blut muß fliessen. Der Sport hat die Fans, die er braucht. Die Fans haben den Sport, den sie brauchen. Eine unfaire Abrechnung.

GROSSER SPRUNG (rückwärts) von Ann Kathrin Scheerer
Die Volksrepublik China, zu Maos großer Zeit von der deutschen Bourgeoisie als »Rotchina« gehaßt und gefürchtet, bekommt jetzt immer bessere Noten. Hier ein Paar Gründe dafür:

Getürkte Bulgaren von Carl L. Guggomos
In Rom steht ein Türke vor Gericht, der auf den Papst geschossen haben soll. In Leipzig stand ein Niederländer vor Gericht, der den Reichstag angesteckt haben sollte. In beiden Fällen sind es bulgarische Hintermänner, Kommunisten, die als Drahtzieher vorgezeigt werden. Die Ähnlichkeit verrät Methode

Stroessner von Uwe Timm
regiert zwischen dem Grunzen der Sehweine und dem Gackern der Hühner auf der einen und dem Kreisehen und Gelächter der Nutten auf der anderen Seite

Helfer, in eins nun die Hände von Horst Tomayer
Uwe Bremer und Günter Grass, zwei alte sozialdemokratische Haudegen, luden am Vorabend des Tags der Deutschen Einheit zum »Gümser« Gipfel mit Altkanzler Willy Brand und dem Albrecht-Herausforderer Gerhard Schröder. Der Geist des SPD-Wahlkontors der sechziger Jahre wehte durchs Festzelt und ergriff die tausend Köpfe zählende Helfergemeinde. Vom Gipfel berichtet Horst Tomayer

SDI ganz hoch hinaus und keinen Boden untern Füßen von Werner Rügemer
In der BRD nahezu unbemerkt, wird in den USA intensiv über ökonomische und technologische Strukturmängel der Wirtschaft diskutiert. Reagans Star-Wars-Programm hat es endgültig deutlich gemacht: die US-Wirtschaft schafft es nicht mehr allein. Sie braucht die Kooperation, um den Anforderungen zu genügen

Gewerkschaften - Gelbsucht unter Helmut zwo von Bodo Zeuner
Wenn ihnen Gewerkschafter zu frech kommen, sponsern Unternehmer gelbe Konkurrenzvereine. Die IG Metall reagiert hilflos

»Wir haben mittlerweile schon hundert Schweinebuchten-Invasionen überstanden« von Sergio Ramirez Mercado, Sabine Rosenbladt
Nicaragua ist darauf vorbereitet, den USA genau das zu bereiten, was die USA am meisten fürchten: ein zweites Vietnam, das diesmal dann allerdings nicht auf einem fernen Kontinent, sondern vor der Haustür der USA stattfinden wird. Der Vizepräsident Nicaraguas, Sergio Ramirez Mercado, legt in einem Interview, das Sabine Rosenbladt für KONKRET führte, dar, wie sich Nicaragua gegen den Fall eines Überfalls durch die USA wappnet.

Spanien Owé von Wolfgang Graetz

So werde ich meine nächste Kneipe auch eröffnen! Sechs Wochen, bevor der Tresen steht und bevor Tische und Stühle kommen. Das sollen nämlich die Stehgäste in den sechs Wochen erst finanzieren.

Hat Gott einen Kropf? von Horst Tomayer

von Ernst Kahl

Manchmal geh ich in die Ecke Mit der Absicht und zum Zwecke Um zu prüfen, wie das Ganze Wirken thut auf die Distanze

»Mein Freund! Es geht immer weiter, immer weiter!« (Dr. Josef Mengele) von Helmut Haller

Über den Brustwarzen abstand der bundesdeutschen Homosexuellen und dessen Korrelation mit der Vergangenheitsbewältigung der deutschen Anthropologie.

Ein Versuch, Ernst Bloch auf die Füße zu stellen von Rafael de la Vega

Was nicht etwa heißen soll, daß er – wie Hegel, von Marx aus gesehen – auf dem Kopf stünde. Nur: Blochs Füße schweben (philosophisch betrachtet, versteht sich) etliche Ellen über dem Boden, während sein Kopf aus äonenweiten Höhen die Königreiche der Erde und die wechselvollen Windungen der Weltgeschichte mit einem einzigen, herrischen Blick erfaßt.

Salsa-SommerAuf der Suche nach Amerika: Salsa-König Ruben Blades von Ulli Langenbrinck

Er singt von Geheimpolizisten und Verschleppten, von Priestermord und Straßenraub – ungewohnte Texte zum uralten karibischen Tanz-Beat, bei dem man so schön mit den Hüften wackeln kann: Ruben Blades, 36, Musiker, Erzähler, Rechtsanwalt aus Panama. Im Juli kommt er in die BRD

Bücher:Gedanken-Spiele von Hannes Krauss

Elias Canetti: Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931-1937. Carl Hanser Verlag München, 1985, 358 Seiten, DM 39,80

Notizen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 07/85, S. 4

von Konkret

1. In KONKRET 6/85 war dem »Spiegel« und dessen Redakteur H. Schulze unterstellt worden, aus einem Text von Prof. Volkmar Sigusch den Verweis auf ein Zitat aus SEXUALITÄT KONKRET gestrichen zu haben. Nach Drucklegung erinnerte sich Prof. Sigusch anders: Er selbst habe die Quelle des Zitats nicht genannt. Scheißspiel

2. Saure Trauben. Einer, der erst herüber und dann heruntergekommen ist, klagt in der Schweizer Chromfotzen-Illustrierten »Cover – Für den Mann, international« (»Mädchen in weiß: Wer geht bei so einer hübschen Krankenschwester nicht gerne zum sonst so gefürchteten Onkel Doktor?«) sein Weh und Leid:

»Ich verbreite meine Dummheiten lieber in 'Cover' als in der linken Zeitschrift KONKRET, die einen Snobismus sehr viel schlimmerer Art hat«, sagt Wolf Biermann im Interview und nimmt sich auch sonst kein Blatt vor den Mund.

Könnte es sein, daß die Snobs von KONKRET den Sänger seit ein paar Jährchen nicht mehr um sein Wort gebeten haben? Und könnte das Zitat auf Seite 48 vielleicht der jüngste Grund für solch schlimmen Snobismus sein?

3. TAZsachen sind keine Tatsachen:

1983 beschlagnahmten Fahnder in der Hamburger KONKRET-Redaktion einen »Cosmic top secret«-Kriegseinsatzplan der zweiten alliierten taktischen Luftflotte Mönchengladbach... Es war eine Fälschung, die mühelos hätte sofort auffallen müssen. Nichtsdestotrotz bemühte die Bundesregierung die Fälschung im Innenausschuß des Bundestages zur Rechtfertigung der Durchsuchung von KONKRET: Das Blatt sonnte sich derweil im Licht der »Enthüllung« und hängte nicht an die große Glocke, daß das Geheimnisverratsverfahren nicht gegen die Redaktion, sondern gegen »Unbekannt« lief.

Ach du grün-alternative Neune! Erstens konnte die Bundesregierung die Durchsuchung nicht mit dem Fund des Papiers rechtfertigen, weil die BKA-Beamten wg. Langemann geschickt und deshalb nur »zufällig« fündig geworden waren. Zweitens konnte sich KONKRET im Licht der Enthüllung nicht sonnen, weil das Papier schon zwei Jahre im Verlag herumgelegen hatte, ohne von KONKRET publiziert worden zu sein. Und drittens hängte KONKRET nicht an die große Glocke, daß das Verratsverfahren nicht gegen die Redaktion lief, weil wir so wenig wie die »TAZ« wissen konnten/können, wo der »Unbekannte« gesucht wurde. Auch für »das hoffnungsvollste Machwerk, seit es Tageszeitungen gibt«, gilt die Regel: Nur was man erfindet, hat man exklusiv.

4. Der Artikel »Mit Gott, ohne Kommunismus« über die Machenschaften der Contras in KONKRET 6/85 wies einige Druckfehler und Entstellungen auf, die nicht allein durch phantasiebegabte Leser zurechtgerückt werden konnten. Hier die Korrektur der wesentlichen Fehler:

- Der FDN-Chef heißt nicht, wie es auf Seite 25, Spalte 3, 8. Zeile von oben stand**,** Adolfo Catero**,** sondern Adolfo Calero.
- Die CIA schickt nicht, wie es ebenfalls Seite 25, 3. Spalte, Mitte, hieß, 3.000 Dollar pro Monat bar, sondern 300.000 Dollar.
- 46 der 48 militärischen Chefs der FDN sind nicht, wie es auf Seite 26, Spalte 3, Mitte, hieß, Mitglieder des Generalstabs, sondern ehemalige Mitglieder der Nationalgarde Somozas, darunter alle Mitglieder des Generalstabs, vier von fünf Zentralkommandeuren, sechs von sieben Regionalkommandeuren und wahrscheinlich alle Kampftruppen-Chefs sowie der oberste militärische Kommandeur, Enrique Bermudez.

Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auf eine Veröffentlichung des Konkret Literatur Verlages über die Geschichte der Contra: »La Contra – Der Krieg in Nicaragua« von Dieter Eich und Carlos Rincon. Mitglieder der Contra erzählen in dem Band die Geschichte der Contra, berichten über ihre militärische Ausbildung, über die Planung militärischer Aktionen und Terroranschläge, über den alltäglichen Mord im Krieg gegen Nicaragua.

5. Werner Rügemer, der in diesem Heft über die Zwänge schreibt, unter denen die gar nicht so hochentwickelte US-amerikanische Wirtschaft steht, den Anforderungen des SDI-Programmes zu genügen, hat in der Kleinen Bibliothek bei Pahl-Rugenstein den Band »Neue Technik, alte Gesellschaft. Silicon Valley« veröffentlicht. Über Silicon Valley hatte

Rügemer auch in KONKRET 2/85 geschrieben.

6. So verlieren wir Abonnenten: »Hiermit möchte ich mein KONKRET-Abo zum 30.6. kündigen. Ich habe nämlich mittlerweile geheiratet und meine Frau hat ein KONKRET-Abo mit in die Ehe gebracht, da darf ich dann auch mit reingucken« .

7. Auszeichnung: Mitbeteiligt ist der Neue Konkret Verlag an einem der Bände, die von der Stiftung Buchkunst zu den »schönsten Büchern der Bundesrepublik Deutschland« des Jahres 1984 erkoren wurden, weil sie »vorbildlich gestaltet in Satz, Druck, Bild und Einband« sind. Für den Band »Tänzer im Span« von Max Bartholl/Christoph Krämer/Peter Mathews/Sabine Rosenbladt, erschienen im Verlag Schriftbild in Hamburg, hat der Neue Konkret Verlag den Satz geliefert.

Konkret 07/85, S. 5

an Konkret

WAS MEINTE MARX?

KONKRET 6/85: »Die Linke in der BRD: überholt, ohnmächtig, korrumpiert« von Karl Pawek

Also, da gibt es die Grünen, die Jusos, die Kommunisten, die Anarchos, die Sozialisten, die linken Christen, die, die sich einfach nur als »links« bezeichnen und viele mehr. Und dann gibt es noch die Grünen, die mit den anderen Grünen nicht konform gehen, die Trotzkisten, die mit der DKP nichts zu tun haben wollen (denn das sind ja keine *echten* Kommunisten), die KPDler, die »wirklich noch wissen, was sie wollen«, die »Marxistische Gruppe«, die mit niemandem etwas zu tun haben will oder einfach die »Linken«, die in einer unerbittlichen Kontinuität eine Kerze anzünden, Tee trinken, abwarten und betrefflich der hier herrschenden Situation philosophieren. Was soll's? !

Die deutsche Linke macht sich über Dinge Gedanken, die (teilweise) die Relevanz eines abgebrochenen Bleistiftes besitzen, anstatt darüber nachzudenken, wie Marx das gemeint haben könnte, als er sagte: »Proletarier, aller Länder, vereinigt euch ! «

JÖRG WELLBROCK

HAMBURG

Pawek errichtet Begriffskartenhäuser und stürmt dann »kritisch« gegen sie an. Das nenne ich Donquichotterie.

Einer »idealistischen Pseudolinken (SPD, Grüne, Linkskatholiken)» stellt er »die Linke« gegenüber, die er als »materialistisch« und »somit radikal« kennzeichnet. Doch diese Linke, so klagt er grimmig, gebe es kaum noch, denn sie habe sich größtenteils »korrumpieren« lassen, und zwar vom Kapitalismus. Damit sagt Pawek wahrlich nichts Neues.

Was er einst radikalen Linken als »Korrumpierbarkeit« pauschal ankreidet, bewertete Jean-Paul Sartre in einem Gespräch 1979 differenzierter:

»Mir selbst schien die Radikalität auf jeden Fall immer ein wesentliches Element der linken Haltung. Wenn wir die Radikalität ablehnen, tragen wir meiner Ansicht nach nicht wenig zum Tod der Linken bei.

Ich gebe zu, auf der anderen Seite führt die Radikalität in eine Sackgasse. Das heißt: wenn wir setzen, daß diese oder jene Handlung radikal sein muß, daß sie sich bis zum Ende mit allen Konsequenzen entwickeln muß, ohne die Tatsache zu berücksichtigen, daß eine Handlung immer in andere Handlungen eingebettet ist und diese natürlich dazu da sind, die erste zu modifizieren, sagen wir eine Dummheit.«

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Das wurde auch wiedermal Zeit, daß einer der großen Denker, eines der genialen Gehirne unter 'uns Linken' aus der Versenkung heraufkriecht und schonungslos mit uns abrechnet. Endlich wieder einer, der uns zeigt wo's lang geht; was brauchen wir da noch einen Karl Marx, wir haben ja jetzt Karl Pawek. Und was er alles herausgefunden hat in jahrelangen Recherchen: Wir leben auf Kosten der »3. Welt«! Wahnsinn. Profiterwartung bestimmt den Gang der Wirtschaft! Was es nicht alles gibt. Notwendig wäre eine radikale Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse im Westen! Mein lieber Scholli.

Also SPD, DGB, DKP, Grüne aufgepaßt: Wir halten jetzt mal eine Zeitlang alle schön brav die Schnauze, ziehen für ein paar Jahre zu Konstantin Wecker in die Toscana und wenn dann alles so richtig schön verelendet ist, kommen wir zurück und machen Revo.

MANFRED ESCHENLOHR

MÜNCHEN

Den Artikel von Pawek über die Linke in der BRD fand ich gut. Es muß schon ein tolles Gefühl sein, als Mann in einem Land zu leben, dessen Männer mit Eigenheimen, Opels, Sekt und Kaviar täglich gut gekauft werden und wo nur die Frauen noch etwas zu gewinnen haben. Wer möchte das nicht, einmal selbst zur profitierenden, aussaugenden Schicht gehören, einmal die Macht haben! Und dann auch noch das Ganze durchschauen, für das Gute, gegen die bösen eigenen Interessen kämpfen – Wahnsinn!

Leider steht diese Herrliche Vorstellung nur einer kleinen Elite von 68a-Intellektuellen zur Verfügung, die es zu etwas gebracht haben. Beneidenswert! Ein guter Mensch sein, ja, wer wärs nicht gern?

Aber es gibt eine neue internationale Arbeitsteilung, einen Weltmarkt für Arbeitskräfte und Produktionsstandorte. Deutsche Bandarbeiterinnen konkurrieren wie viele ihrer männlichen Kollegen unmittelbar mit Koreanerinnen, Bewohnerinnen von Hongkong, Singapur, Brasilien. Und auch dort hängt frau sich, wenn sie überhaupt die Zeit hat, abends vor die Glotze oder vors Radio, statt rote Fahnen zu schwenken. Warum wohl? MEGA BYTE

BERLIN

SPITZE

KONKRET 6/8S: **»Johannes und die Vorkoster« von Hermann L. Gremliza**

Gremlizas Beitrag war: ...»Spitze«... – besser als alle nach der NRW-Wahl verbreiteten Analysen. Es ist leider so: »Gewonnen hat die bessere Stimmungskanone«. (Trampert)

In einem schmalen Bändchen (J.v. Westphalen – Warum ich Monarchist geworden bin) fand ich auch eine Passage, die ich nicht für mich behalten kann. »Die Hartnäckigkeit, mit der ein deutscher Regierungschef von der liberalen Presse Birne gescholten wird, hat in ihrer Einfallsarmut etwas treudeutsch Peinliches. Warum kam man nicht wenigstens auf die Idee, von Birne auf Bowist zu wechseln? Dieser häßliche, ungenießbare Pilz, der sich von seiner anfangs weißlichen Babyhaftigkeit rasch in eine frühvergreiste, ausgedörrte, schmutzfarbene Hülle verwandelt, die nichts weiter vermag, als auf ein leichtes rhythmisches Anquetschen einen modrigen, bräunlichen Rauch von sich zu geben – dieser Pilz ist doch ein ideales Bild für einen debilen Politiker?«

So issés.

KLAUS BOULLIER

DORTMUND

ODER WAS?

KONKRET 6/85: **Kon-Gretchen**

Soll ich über den aufgehängten Buben lachen? Habt ihr den Verstand verloren?

OTTO MEYER

HD-HANDSCHUHSHEIM

RAMMJÄGER-LATEIN

KONKRET 6/8S: **Deutsches Gespräch von Horst Tomayer**

Horst Tomayers Telefon-Gespräch mit »Ramm-Jäger« Dahl ist wieder große Klasse!

Frage: Ist das nun Rammjäger-Latein und – wenn nein – wieviel Dahls gibts noch oder schon wieder in diesem unserem Lande?

KARL LINNEMANN

WIESBADEN

TEXTKRITIK

KONKRET 6/8S: »Gesucht werden 20-30 jährige heterosexuelle Datenschänder«.

»An einer Forschung, die Schädel und Becken, Behaarung und Gesichtspunkte vermißt, besteht kein gesellschaftliches Interesse.« Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mich dafür interessiere, genauso wie für das Gewäsch eines Marcuse, Skinner, Reich, Maslow, Sigusch oder Carpa, aber ich gestehe zu, daß ich weder die Gesellschaft noch von Interesse bin.

»Wie Tierversuche, deren Ergebnisse auf menschliches Verhalten übertragen werden...« Ich erinnere daran, daß es auch schon Tierversuche gegeben hat, die die Milieu-Theorie »bewiesen« haben. Nicht die Formulierung von Arbeitshypothesen

aus Tierversuchen ist falsch, sondern daß Tierversuche das »beweisen«, was der Untersucher zu »beweisen« wünscht.

»...die Menschen nach äußeren Merkmalen klassifiziert und aussortiert.« Die Klassifikation nach der politischen Meinung ist doch dagegen ganz was anderes: Links = klasse, rechts = würg, kotz!

»Selektiert« wäre besser, so kommt man schneller zu der doch wohl gewünschten Assoziation »Auschwitz« .

RAINER H. KLEINPAHS

WRIEDEL-LINTZEL

GUTE FREUNDE

KONKRET 6/85: Südafrika

In Südafrika herrscht heute ein Regime, das von der UNO 1973 schon der Verbrechen gegen die Menschlichkeit beschuldigt worden ist. Dieses faschistische Regime hat gute Freunde in der Bundesrepublik. So erhielt erst kürzlich der bayerische Ministerpräsident und CSU-Chef Franz Josef Strauß den »Good Hope«-Orden (1. Klasse mit großen Kreuz) des südafrikanischen Rassistenregimes aus der Hand des südafrikanischen Außenministers Roelof »Pik« Botha.

Die Repression in Südafrika nimmt immer mehr zu. Viele Millionen Menschen werden zwangsumgesiedelt und in Auseinandersetzungen getötet. »Nur ein toter Weißer scheint noch dort ein guter Weißer zu sein«.

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

TONKÜNSTLER

KONKRET S/85: »Ass You like it« von Günter Amendt

»Rock'n'Roll ist Sex« – dieser Satz von Eric Burdon sagt, daß Sex and Rock'n'Roll eine untrennbare Symbiose bilden. Ein Rockstar auf der Bühne ist in gewissem Grade auch ein Exhibitionist, der das Gefühl seiner Musik nicht nur per Instrument vermittelt, sondern auch durch seine Bewegungen, seine Show. Warum soll Tina Turner, deren Comeback ihr sicherlich ein neues Selbstwertgefühl gegeben hat, und die mit ihren 45 Jahren mehr Sex und Erotik ausstrahlt als so manch »junger Hüpfer«, dieses in der Öffentlichkeit nicht zeigen. Zu »Prince«: für mich ist er »der Tonkünstler« schlechthin. Sowohl als Komponist eigener Songs als auch als Produzent für andere (Sheila E, Chaka Khan). Der Mann hat's! Im Gegensatz zu dem zwar genialen Songwriter, aber doch brav-bieder-lang-weiligen Michael Jackson.

SVEN JOHANNSEN

STADE

OFFENBARUNGSEID

KONKRET 5/85: »Bruder strahlt über strammen Nachdenker Bahro« von Detlef zum Winkel

Nun Rudi redet und schreibt viel, und mit dem politischen Sinn seiner gedanklichen Arbeit läßt sich ja kaum grüne Politik machen, also was denn sonst. Nun aber bemerkt er plötzlich: Es gibt Korrelationen zwischen den braunen Anfängen und der grünen Bewegung. Man hätte ihm das kaum zugetraut, ist es doch das erstemal, daß grüne Analyse so offen und ehrlich mit sich selbst umgeht. Danke Rudi.

Wer das zu Metaphysik geronnene Ökologie-Geschwätz in grünen Publikationen gelesen hat, wer sich wunderte, wie man dort das Verhältnis des Menschen in der Arbeit durch die Einstellung des Menschen zur Arbeit ersetzen konnte, versteht nun endlich mit Bahros Offenbarungseid, wie so etwas möglich ist.

Natürlich wollen die Grünen niemand ins KZ schicken. Rechte Politik und Faschismus sind nicht identisch. Aber wer einen rechten Überbau hat, kann keine linke Praxis haben. MICHAEL OSCHWALD

FREIBURG

So fahrige, auf ein paar Halbsatzzitaten aufbauende Argumentationen sind reine Vergeudung! Hier wird sogar der Dreck verplempert, mit dem man Bahro beschmeißen wollte: Wenn der Autor trifft, dann nicht, weil er zielt. Für den Leser bleiben die zentralen Aussagen des Artikels reine Unterstellung, weil er ihre Voraussetzungen nur ahnen kann, nämlich das, was Bahro vielleicht sagt.

Eine auf die Posen gehende Diffamierung deckt die inhaltlichen Anliegen zu und eben dadurch die Schwäche des Angreifenden furchtbar auf (Nebenbei: für wen war der Biermann-Schnauzer-Ausrutscher

wohl am peinlichsten?) Ein Angriff auf die Person schadet immer dem Angreifenden, wenn nicht die an der Person festzumachende, aber eben viel weitergehende Sache getroffen wird. Und welche wichtigen Sachen wären das im Falle Bahros:

- Das ganze, reichlich unklare Verhältnis der Grünen zum Sozialismus einerseits und einem romantisch geprägten Antikapitalismus andererseits
- Die Frage, ob die Grünen sozialistisch zu wenden sind und welche Gefahren von ihrem romantischen Kern ausgehen;
- Die – ja auch Bahro so liegende – historische Dimension des Verhältnisses zwischen romantischer Reaktion auf den Kapitalismus und der proletarisch-sozialistischen; was direkt in der Frage mündet, wieso es dem Nationalsozialismus möglich war, Köpfe und Herzen der Menschen zu gewinnen, obwohl der Sozialismus die besseren Analysen besaß.

YEOVIL

BERLIN-WEST

WAS SOLL DAS ?

KONKRET 5/85: »Der Woodstock-Mythos« von Günter Amendt

Für wen sind Amendts Woodstock-Belehrungen gedacht? Ich vermute, für ihn selbst. Amendt mag die heutige Musik-Kommerz-Spirale nicht passen, angereichert mit wissenschaftlicher Füllmasse versteht er es aber, seine Jugenderfahrungen ins Ideale zu versetzen und gegen die »niveaulose« Jetztzeit durchzubringen. Herzlichen Glückwunsch, das paßt, hat sogar noch Luft. Mein Vater schwärmt heute noch von dem unbeugsamen Willen, welcher den »Wiederaufbau« ermöglichte. Leute, versteht doch mal, sowas hat heutzutage kein Gesicht mehr. Dylan ist unendlich weit zurück, Woodstock bleibt ein Mythos, heute haben wir Prince. Der echte Phallus wird wohl noch ne Weile in der Hose bleiben. Let's go crazy, Günter!

MICHAEL MEYER

HAMBURG

NORMENKONTROLLKLAGE

KONKRET 4/85: Antje Vollmer über die Politik der Grünen »Mitglieder/Innen«

Nachdem Frauen jahrelang den männlichen Charakter der (deutschen) Sprache beklagt haben, ohne einen zweiten Anlauf zur Geistigmoralischenwende – der erste: »man/frau/mensch« – zu nehmen, finden wir hier nun die radikale Effeminierung des (sächlichen) »Mitglied«.

In diesem Zusammenhang möchte ich nicht diskutieren, ob A. Vollmer für den ersten Teil ihres Konstrukts das alte grammatische Geschlecht beibehält – etwa: »das Mitglied/die Mitgliedin« – und sich dadurch unfreundlichster (sexistischer) Herabsetzung der Männer schuldig macht oder ob sie konsequent ist und in Zukunft auch »der Mitglied« schreiben will – egal, ich deute nur an. Ich schlage vor, den an sich lobenswerten Ansatz zur Sprachreform radikal zum Ende zu führen und künftig »Mitglieder« und »Ohneglieder« zu unterscheiden; bei integrierten oder additiven gemischtgeschlechtlichen Veranstaltungen bietet sich sinnvollerweise »die Ohne-/Mitglieder« an.

Einschränkend muß ich jedoch anmerken, daß möglicherweise unsere Schwestern und Brüder im Osten (=Drüben) bei Fortsetzung solcher Veränderungen Verständnisschwierigkeiten bekommen könnten. Und dann ist – nach der Präambel des Grundgesetzes – das Bundesverfassungsgericht aufgerufen. Ist eine Normenkontrollklage vorab angeraten?

DIETRICH IMMEL

BIELEFELD

NUR WEITER SO

KONKRET 4/85 »Hühnern die Freiheit, Krüppeln das KZ«, Streitgespräch zwischen Lothar Sandfort und Franz Christoph

Es ist wichtig, daß ich mich mit anderen Behinderten über die Probleme, die durch die gesellschaftliche Isolierung entstanden sind und um den Kampf dagegen, auseinandersetze. Die Dialektik zwischen der Auseinandersetzung (auch der politischen) mit sog. Nichtbehinderten um meine Rechte am Arbeitsplatz, in meinem Freundeskreis, in meiner Partei usw. einerseits, andererseits die kollektive Diskussion mit Behinderten über diesen Kampf kann meiner Ansicht nach nur zu einer Emanzipation aller an der Auseinandersetzung beteiligten und somit zu einer echten Integration Behinderter in allen gesellschaftlichen Bereichen führen!

TRUDI KINDL

KASSEL

Nur wenn Behinderte überall auftauchen und mitreden, können die Nichtbehinderten lernen, sich ihnen gegenüber normal, d.h. natürlich, unverkrampft, offen zu verhalten, so daß die Unterscheidung Behindert-Nichtbehindert nicht mehr den Vorrang hat. Selbstverständlich haben Vorkämpfer wie Lothar Sandfort zunächst einen schweren Stand, aber das ist der Weg, sich nicht beirren lassen von Leuten wie Hildegard Slabik-Münter, sondern durch Handeln alle überzeugen, die noch nicht verstanden haben – auch die Grünen.

SYLVIA ZIRDEN

MÜNCHEN

Daß das Thema Behinderung in unserer kapitalistischen Gesellschaft für die Bevölkerung ein »heißes Eisen« ist, dürfte bekannt sein, daß eben dieses Thema zum Gegenstand einer Diskussion gemacht werden müßte, erscheint unbezweifelbar. Aber in der Form, in der die beiden Gesprächspartner versucht haben, ihre Positionen einander näher zu bringen, wird dieses Ziel verfehlt. Ebensowenig wie der Grüne Sandfort seine Kandidatur für die Partei letztschlüssig begründen konnte, konnte der »Einzelkämpfer« Christoph seine »Henker« identifizieren. Sind es nun allein die gesellschaftlichen Unterdrückungsstrukturen, die das Individuum entmündigen oder ist es jene so häufig mißverstandene oder mißverständliche Hilfsbereitschaft Nichtbehinderter, die die Behinderten zu Opfern einer ganz spezifischen Form der Unterdrückung macht? Welches Ziel haben Behinderte vom Schlage der Sandforts und Christophs? Systemveränderung zu einem Staat aller für alle? Das wäre prima – aber mit den Grünen? Oder einen wehrhaften »aggressiven« Staat der Behinderten außerhalb einer Gesellschaft der »Henker«? Das wäre Nischenträumerei fernab jeglicher Realität. Diese Fragen können nicht beantwortet werden, wenn man die sie aufwerfende Problematik auf die Alternative reduziert, bei den Grünen »Politik« zu machen oder »draufzuhauen« .

ULRICH HANEMANN

MARBURG

Konkret 07/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Auguren weinen nicht

Früher begann der Arbeitstag des öffentlich-rechtlichen Wirtschaftsredakteurs Friedhelm Ost mit einem Tennisspiel gegen ein Vorstandsmitglied der Deutschen Bank. Ob er seinen Partner dabei wg. Aufschlags beraten hat, ist noch nicht bekannt. Aber allen – bis auf eine Handvoll sozialliberaler TV-Prediger – ist es schon heute wurst. Im übrigen gilt die erweiterte Fassung des rechtsstaatlichen Prinzips: Jeder hat als Ehrenmann zu gelten, solange es nicht rauskommt.

Und dann erst recht. Ein Ermittlungsverfahren wegen der Hinterziehung von Steuern in Höhe eines Betrages, den ein Facharbeiter bei voller Entfaltung seiner Anspruchsmentalität in zwanzig Berufsjahren nicht verdienen kann, zieht vielleicht einen Strafbefehl, gewiß aber das Lob aus Kanzlermund nach sich, der Täter habe eine »sehr noble Haltung« bewiesen.

Am Tag, als Boenisch seinen Schreibtisch räumte, trat ein ganz anderer Ehrenmann vor den Deutschen Bundestag, um in einer Rede zum »Tag der Einheit« die nicht ganz neue Erkenntnis zu erhärten, daß der ehemalige Vorsitzende der Bauarbeitergewerkschaft nicht nur ein Reaktionär, sondern und vor allem ein Depp ist, dem es (nach Neuss) nicht genügt, keinen Gedanken zu haben, sondern der auch beweisen muß, daß er unfähig ist, ihn auszudrücken. Im Kommentar der »Welt«, deren Chefredakteur Boenisch einmal war, aber hieß es: »Mit einer geschliffenen Rede, in der sich Brillanz der Definition mit der Wärme des Herzens verband...«

Boenisch nobel, Leber brillant – das ist nicht mehr der Versuch, die Wahrheit zu frisieren, den Leuten den eigenen, dem Resthirn abgetrotzten Optimismus aufzuschwatzen. Das ist auch nicht mehr nur einfach gelogen, denn es gehört zur Lüge, daß sie in einem wie immer verqueren Verhältnis zur Wirklichkeit steht. Was hier geschieht, ist von aller Realität entbundene, freie Kunst: vollendeter Nonsense. Sie haben aufgehört, sich selbst ernstzunehmen. Je weniger ihr Schaffen mit der Welt der Tatsachen Berührung hält, desto unangreifbarer wird es. Sie ziehen ihre Zahnbürste hinter sich her und rufen sie »Fiffi«. Wer will mit ihnen streiten?

Was Politik heißt, ist ein endloser Anstaltswitz. Den Dienstherrn der Beamten und Wahrer der Verfassung darf man nur mit ärztlichem Attest (»z.Zt. kein erhöhter Blutzucker«) zur Eidesleistung schicken; der Minister für Arbeit und Soziales hat sich hinter Kalauern und einer Ulkbrille versteckt; der Sonnenschein ist auch kein Lichtblick, Daniel Düsenhuber hat sich einen Propeller umgebunden; der Wirtschaftsminister zahlt einen privaten Konkurs ab; Staatsminister Mümmelmann schwört: mein Eid sei dein Eid; der Rest lebt in wg-Gemeinschaft, und in der Mitte strahlt ein Grinsgram, der sich nicht daran erinnern kann, wo die Umschläge mit all den Tausendern geblieben sind. Also dreihundert Mark hat er eigenhändig für die Hungernden in Afrika gespendet (aber die hat er sich aus der Amtskasse erstatten lassen, als Werbungskosten).

Das ist die freundliche Gang, die eingeteilt ist, das Volk Mores zu lehren: Gehorsam, Fleiß, Bescheidenheit, Treue. Hoch die Ideale, nieder mit dem Materialismus! Denn »der Philister versteht unter Materialismus Fressen, Saufen, Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen, Geldgier, Geiz, Habsucht, Profitmacherei und Börsenschwindel, kurz, alle die schmierigen Laster, denen er selbst im Stillen frönt; und unter Idealismus den Glauben an Tugend, allgemeine Menschenliebe und überhaupt eine 'bessere Welt', womit er vor andern renommiert, woran er selbst aber höchstens glaubt, solange er den auf seine gewohnheitsmäßigen 'materialistischen' Exzesse notwendig folgenden Katzenjammer oder Bankerott durchzumachen pflegt«, schreibt ein gewisser Engels.

Es ist natürlich nicht die erste Garnitur; die hat sich die Industrie gegriffen, und die zweite ist bei Handel, Banken und Versicherungen gelandet – dort, wo über die Verwertung des Sozialprodukts tatsächlich entschieden wird, wo Wirtschafts- und nicht nur Wirtschafts-Kriege erklärt und geführt, Staatsknete abgerufen, Armeen bewaffnet, Preise bestimmt und Löhne diktiert, Arbeitsplätze geschaffen oder abgeschafft, Märkte erobert und Rüstungsprogramme beschlossen werden. Daß der sog. Regierungschef von Bonn zu Reagans SDI keine eindeutige Meinung äußert, liegt ja nicht daran, daß er nicht gerne eine aufsagen würde; weil aber Siemens und Nixdorf zögern, sich von der US-Konkurrenz abmelken zu lassen, hat die Elektronikindustrie dem Kanzler seine Meinung noch nicht ausrichten lassen können. Deshalb guckt er jetzt wieder so blöd.

Was da Politik spielt, ist die dritte Garnitur, die das längst Entschiedene verkündet und kommentiert. Das verlangt vor allem mimische Talente: Wenn sie da ans Pult treten und der gegnerischen Partei die Schuld an der Arbeitslosigkeit zuschieben, sich selbst aber den Aufschwung gutschreiben – als wäre es 1966 trotz Erhard nicht abwärts, 1972 trotz Brandt nicht aufwärts, 1979 trotz Schmidt nicht abwärts und 1984 nicht trotz Kohl aufwärts gegangen, als werde es 1987 nicht trotz Kohl oder Rau wieder abwärts gehen; als ließe sich der Zyklus der Krisen nicht mit großer Präzision ablesen, die Verschärfung von Mal zu Mal, bis nur noch ein Akt gigantischer Kapitalvernichtung (bislang durch Krieg – gibt's eine

andere Lösung?) einen Neubeginn ermöglicht. Und nach jeder Kurve liegt die Zahl der Arbeitslosen ein paar Hunderttausend höher, ob Blüm Minister heißt oder Ehrenberg.

Welcher seriöse Mensch sollte das ertragen können: als »verantwortlicher Minister«, als »Richtlinienbestimmer« gar, den Macher darzustellen und immer nur den Kopf einzuziehen, wenn die Nürnberger Anstalt und die Bundesbank Tacheles reden? Dazu bedarfs schon dieser perforierten Typen, die uns in immer größerer Zahl beschert werden, hart im Nehmen (von Couverts), anstellig und dabei zu einem moralischen Pathos fähig, das Heilige ins Fegefeuer treiben kann. Und drumherum einer Legion ebenso abhängiger Schranzen, die Farce »Freie Presse« aufführend, nicht zu vergessen das Rudel »Wissenschaftler«, die in der Regel das Politikerschicksal teilen, für die besser bezahlten Jobs ein bißchen zu dösig gewesen zu sein, und die nun für mittlere Münze mit ihren Fehlprognosen den Eindruck verbreiten dürfen, die Regierung habe es nicht besser wissen können.

Weil aber, wie's da drin' aussieht, niemand was angeht, müssen sie alle immer lächeln (und wer's am längsten kann, wird Erster). Auguren weinen nicht. Steck ein, was man dir anbietet – die andern haben schon genommen. Skandal? Die Presse? Es gibt den Skandal nicht mehr – er liegt unter einer Lawine von Skandalen begraben: 365 Tage im Jahr kann sich kein Mensch empören. Und die entdeckungsfreudigen Pressekonzerne gehören längst zur Familie: Wer zwei »Stern«-Chefredakteure, die was verbockt haben, mit sechs Millionen und einen »Spiegel«-Prokuristen, den der Verleger nicht mehr mag, mit drei Millionen »Abfindung» schmiert, kennt die Grenze, die der Enthüllung auch im schärfsten Enthüllungsblatt gesteckt ist.

Gewiß ist der ersten Garnitur manchmal, zum Beispiel bei gemeinsamen Auslandsreisen, die Aufführung ihres lumpenbourgeoisen Personals ein wenig peinlich. Andererseits bereitet die allgemeine Verachtung, die diese Blase ja nicht nur auf sich, sondern auf Parteien überhaupt, auf Parlamente, auf die Demokratie zieht, das Feld für eine Lösung, die am Ende der letzten Krise, nach der fünften Million Arbeitsloser, gefunden werden muß. Wenn der Ruf nach einem starken Mann den nach kollektiver Revolte wieder einmal übertönen soll.

Konkret 07/85, S. 10

Magazin

Unterstützer-Zeit

Es reicht nun nicht mehr, daß man auf einer Uhr die Zeit ablesen kann: Die französische Timex-Gesellschaft hat jetzt eine Armbanduhr auf den Markt gebracht, durch deren Verkauf die Restaurationsarbeiten an der New Yorker Freiheitsstatue mitfinanziert werden sollen. Von jeder verkauften Uhr soll umgerechnet ein Dollar abgezwackt werden. In der Bundesrepublik, die durch Adenauer und Herberger (»Ein Spiel dauert 90 Minuten«) aufgebaut wurde, hat sich Schalke 04 in den Verkauf von Uhren engagiert. Die Club-Uhr (sportlich schwarz oder bi-color) beteiligt den Besitzer am finanziellen Genesen seines Vereins denn Schalke kassiert an jeder Uhr auf der natürlich das Vereinsemblem gut sichtbar ist, ein bißchen mit.

Verdammte Rassenschande

Die radikale weiße Minderheit in der Republik Südafrika war geschockt die »Johannesburg Times« veröffentlichte einen Vorabdruck aus einem Buch des Geschichtsforschers Hans Hesse, der sich die Ahnen der weißen Herrscher vorgenommen hatte. Ergebnis: rund 100 Burensippen haben farbige Vorfahren, darunter die Familien fast aller Kabinettsmitglieder. Als Beleg legte Hesse die Steuerlisten der Kapkolonie von 1680 bis 1773 vor, in denen er Unterlagen über die Ehen weißer Siedler mit dunkelhäutigen Frauen und Vermerke über das außereheliche Lieben und Treiben der Buren gefunden hatte.

Frieden in Freiheit ist nicht

Zwar sind die bundesdeutschen Gefängnisse bis zum Bersten gefüllt, aber da Resozialisierung mit allen Mitteln unterbunden werden soll, wird in der Bundesrepublik weiterhin häufig und häufig auch noch viel zu lange eingesperrt. Eine Statistik des Straßburger Europarates belegt, daß die BRD-Bevölkerung, nicht aus freien Stücken, äußerst knastfreudig ist. Auf 100.000 Menschen kommen in der BRD 104 Häftlinge. Nur in der Türkei (171) und Österreich (114) ist der Anteil höher. Im Schlußfeld der Liste rangieren Norwegen (40), Irland (47), Griechenland (40), Spanien (38) und die Niederlande (31) .

Einmal ist keinmal

Trotz einer Scheidungsrate, die weltweit kaum noch überboten wird, gibt es in der DDR – zumindest nach Ansicht der »Berliner Zeitung« – keinen grundsätzlichen Zweifel am Sinn der Institution Ehe, denn die Mehrzahl der geschiedenen DDR-Bürger heiratet wieder. So waren an den knapp 125.000 Eheschliessungen des Jahres 1983 rund 26.000 Männer und 25.000 Frauen beteiligt, die schon einmal verheiratet gewesen waren.« »Der unersetzbare Wert von Ehe und Familie für die Gesellschaft und das Individuum unter sozialistischen Bedingungen«, sei längst erwiesen, schrieb die Zeitung. Von wegen Marzahn.

»Besatzungsschaden«

Wie erst jetzt bekannt wurde, hat eine Westberlinerin, an der sich im Sommer 1983 fünf britische Soldaten vergangen hatten, ein Schmerzensgeld von 6.000 DM erhalten. Der Betrag wurde ihr überwiesen vom Landesamt für Besatzungslasten, er wurde ausgewiesen als »Abgeltung eines Besatzungsschadens« weil es sich bei den Übergriffen der britischen Soldaten um »Eingriffe in die körperliche Integrität« der Frau gehandelt habe.

Höhenflug in Chile

Speziell für Einsätze in großen Höhen und heißen Regionen hat MBB den Hubschrauber BO 105 LS konzipiert. Austesten wollte das Unternehmen den Hubschrauber unbedingt in Chile. Dafür gab es dann auch die Musterzulassung durch das Luftfahrtbundesamt »für große Flughöhen unter Betriebsbedingungen, die nur in den Anden anzutreffen sind.« Auch die Bundesregierung sah keinen Grund, die Ausfuhrgenehmigung für diesen »zivilen Hubschrauber« nach Chile zu verweigern

und weil das Gerät für hiesige Höhen sowieso nicht taugt, blieb es gleich in Chile. Für den »zivilen Hubschrauber« wirbt MBB in der »Wehrtechnik« kurz und eindeutig: »BO 105 – Der Militärhubschrauber«.

Oelig

Daten, Fakten, Informationen und Adressen über alles, was in der Bundesrepublik von Interesse sein kann, soll das vom Goldmann-Verlag vorgelegte und von der BP gesponserte »Kursbuch Deutschland 85/86« enthalten. Der Titel läßt schon die große Linie ahnen. Unter der Rubrik »Entstehung der Bundesrepublik« ist zu lesen: »Die Sieger teilten auf der Potsdamer Konferenz (...) das Reichsgebiet in neun Teile auf.« Wer mitzählt, kommt nur auf neun, wenn er Österreich nicht vergisst. Über die polnische West- und Ostgrenzen heißt es: »Die Gebiete östlich von Oder und Neiße stellte man bis auf das von der UdSSR annektierte Gebiet um Königsberg unter polnische Verwaltung.« Ach so.

Spezialisten

Die ehemaligen Führer der argentinischen Militärjunta, denen nun der Prozeß gemacht wird ob der Greueltaten, an denen sie – mindestens im Kopfe – beteiligt waren müssen nun erleben, daß ihre liebsten US-amerikanischen Freunde auch gegen sie antreten können. Um wenigstens noch einen Teil der Verschwundenen zu identifizieren, ließ die argentinische Regierung US-amerikanische Spezialisten einfliegen, deren Aufgabe es ist aus den sterblichen Überresten der Verschwundenen Spuren auszumachen, die Hinweise darauf geben könnten, welcher Mensch einmal durch diese Knochen getragen wurde. Diesmal sind die Generäle über die Spezialisten aus den USA gar nicht erfreut.

Der Osten ist bunt und bunter

1984 wurden in China (rot) 2,8 Millionen Fernseher (bunt) verkauft. Mehr als die Hälfte der Geräte war importiert, die meisten aus Japan. Die japanische Firma Hitachi erwartet, daß 1985 6 5 Millionen Farbfernseher in China verkauft werden, was, von der Zahl her, ein Drittel der japanischen Produktion an Farbfernsehgeräten wäre. Ab 1986 werden, nach Schätzungen von Experten mindestens zehn Millionen Farbfernsehgeräte pro Jahr in China verkauft werden. 1990 will China die elektronische Unterhaltungsindustrie allerdings soweit entwickelt haben daß es selbst Farbfernseher exportieren kann zu Preisen, die die Japaner jetzt schon fürchten.

Staat läßt töten

1972 hatte das Oberste Gericht der USA alle Gesetze, die die Todesstrafe vorsahen, als »grausam und ungewöhnlich« eingestuft und sie als verfassungswidrig außer Kraft gesetzt. Mittlerweile haben sich die Bundesstaaten die Gesetze so zurechtgebogen, daß die Todesstrafe heute wieder in 37 Staaten vollstreckt werden kann. Und davon machen sie, zum Entzücken der US-amerikanischen Bevölkerung auch Gebrauch. Nach einer Gallup-Umfrage halten 72 Prozent den Tod für die richtige Strafe bei Mord. Das ist der höchste Meinungsprozentsatz seit 1936. Auch mit einer Begründung für die Todesstrafe hielten die befragten US-Bürger nicht hinter den Berg: 30 Prozent sprachen von Rache, 18 Prozent von Sühne, 22 Prozent von Abschreckung. Im Jahre werden gegenwärtig in den USA 250 Menschen zum Tode verurteilt. 1.500 Gefangene sitzen in den Todeszellen.

KBW-lmmobilien

Im konjunkturellen Gesamtbild des KBW überwiegen nach Ansicht kompetenter kommunistischer Experten weiterhin die expansiven Kräfte bei gleichzeitiger Konzentration des Kapitals auf einige wenige, die immer mehr haben. Nicht überraschend für Kenner der Szene trennt sich der KBW im Zuge seines Konzentrations- und weitreichenden Sanierungskonzepts auch von der westberliner Immobilie in der Oranienstraße, in der bislang zu einer wahren Dumping-Miete unter anderem auch das Bildungs- und Aktionszentrum Dritte Welt (BAZ) ein Zusammenschluss zahlreicher Ausländergruppen, untergebracht war. Die beiden Etagen, in denen das BAZ bisher residierte, stehen zum Verkauf. 200.000 Mark fordert der KBW. BAZ sammelt. Der KBW begründet den Finanzbedarf mit dem Ausbau der Frankfurter Zentrale, der wohl doch ein weniger teurer als ursprünglich vorgesehen wird: denn schließlich hat die KBW-Stiftung gerade exakt für diesen Zweck einen langfristigen Kredit von den hessischen Grünen im Gesamtvolumen von 200.000 Deutschen Mark erhalten.

Schönherr und Nicaragua

Nein, ein »Arschloch« würde er den amerikanischen Präsidenten heute nicht mehr nennen. »Ronald Reagan ist ein Verbrecher, die Amerikaner führen einen schmutzigen Krieg gegen Nicaragua«. Dietmar Schönherr wird emotional, wenn er von der Schlacht der USA gegen Nicaragua spricht. Den Worten läßt er Taten folgen: Anfang der Jahres gründete er in der Schweiz mit Freunden die Stiftung »Hilfe zur Selbsthilfe«. Ulrich Hauser sprach für KONKRET mit Schönherr:

KONKRET: Dietmar, du wirst künftig ein halbes Jahr in Nicaragua sein für Nicaragua leben, die anderen sechs Monate als Schauspieler arbeiten. Wie kam es zu diesem Schritt?

Schönherr: Ja, es war so, daß ich 1982 Ernesto Cardenal kennengelernt habe, diesen wunderbaren Mann, diesen Dichter und Revolutionär, der auf mich einen irrsinnigen Eindruck gemacht hat. Da habe ich beschlossen, etwas für Nicaragua zu tun. Ich wußte aber noch nicht, wie man das anpackt. Weihnachten war ich in Mutlangen. Mir ging es auf den Wecker, immer nur zu blockieren oder zu demonstrieren ich mußte etwas tun. Da habe ich ein Hilfswerk ins Leben gerufen, »Hilfe für Selbsthilfe«, besondere für Nicaragua. Der nächste Schritt war eine Reise nach Nicaragua. Ich wußte über dieses Land auch nicht mehr als der normale Bürger aus der Zeitung, habe das Land fünf Wochen lang kreuz und quer durchfahren. Ich war immer auf der Suche noch einem »kleinen überschaubaren« Projekt. Das habe ich gefunden.

KONKRET: Du wirst die Sachen selbst hineinbringen?

Schönherr: Es gibt keine andere Möglichkeit. Ich kaufe die Dinge, die ich meinen Freunden bringe, in den Nachbarländern ein und bringe sie selbst per LKW.

KONKRET: Das ist so eine Art »Gegenaktion« zu Karl Heinz Böhms Äthiopien-Hilfe oder?

Schönherr: Gegenaktion stimmt nicht. Was Böhm macht, finde ich sehr, sehr gut. Seine Sachen aber haben eine ganz andere Größenordnung, weil er sehr viele Spenden erhält. Meine Sache ist ein »Pilotprojekt«. Wenn ich die ersten 100.000 Mark untergebracht habe, kann ich auch andere Dörfer in der Umgebung versorgen .

KONKRET: Du hast früher Werbung für »Dash« gemacht, nun arbeitest du für Nicaragua. Wie kommt's?

Schönherr: Ja, mein Gott, im Leben macht man eben verschiedene Phasen durch. Ich würde auch heute Werbung für »Dash« machen, dann hätte ich Geld für 20 Projekte. Aber wahrscheinlich würden die mir nicht mehr ein solches Angebot machen. Ich habe eine sehr große Wandlung durchgemacht. Ich glaube daß ich in den nächsten Jahren, solange ich noch kräftig genug bin, irgendetwas tun muß, was Sinn macht.

DKP-Jargon und Eigentlichkeit

»Wenn die politischen Parteien Anzeigen oder Werbespots schalten, ist Media-Planung relativ einfach: Bei Wahlen gilt der Grundsatz 'one man one vote'. Konsum und Kaufkraft dagegen sind nicht demokratisiert.

Die obere Einkommensschicht ist nach Köpfen gerechnet schmal sie umfaßt nur 20 Prozent aller Männer. 20 Prozent der Männer beziehen 36 Prozent des Einkommens. Je mehr jemand verdient, desto geringer ist nämlich in aller Regel der Prozentanteil seines Einkommens, den er für Bedarfsgüter wie Wohnung, Heizung und Beleuchtung aufwendet. Niemand verdoppelt seinen Verbrauch an Kartoffeln, Brot und Nudeln, wenn sich sein Einkommen verdoppelt. »Klarer« oder französischer Cognac, Kleinwagen oder gehobene Mittelklasse – solche Entscheidungen hängen nicht davon ab, wieviel BAFÖG die studierende Tochter zum Haushaltseinkommen beiträgt.

Das Einkommen ist in der Bundesrepublik höchst ungleich verteilt egal ob man nun Haushalte oder Individuen betrachtet.

Wenige verdienen viel, viele verdienen wenig, dazwischen liegt das Mittelmaß.«

Mehrheit für die Fatah

Die Generalversammlung der Union der palästinensischen Frauen hat sich auf einer Sitzung in Tunis einen neuen Vorstand gewählt: neun der 15 Sitze gingen an die Vertreterinnen der Fatah. Überraschenderweise nahmen an diesem Kongress auch die Vertreterinnen der FDPLP von Nayef Hawatmeh und die der palästinensischen KP teil, obwohl kurz zuvor die syrischen Medien verbreitet hatten, daß diese beiden Organisationen beabsichtigten, sich aus der Union zurückzuziehen und in Damas eine Gegenorganisation zu gründen.

Krieg in New Hampshire

Manager in den USA haben ein neues Hobby: sie spielen Krieg. Bewaffnete Männer ziehen durch die Wälder von New Hampshire und machen Jagd auf eine ebenfalls bewaffnete gegnerische Gruppe. Den Wochenendspaß' hat sich der ehemalige Wintersporthändler Bob Gurnsey ausgedacht. Ihm war aufgefallen, daß es im Land von Freiheit und Abenteuer nur sehr begrenzte Möglichkeiten gibt, seine Aggressionen auszuleben. Aus einst wilden und wildgewordenen Cowboys seien brave Angestellte geworden, die statt eines Colts einen Aktenkoffer mit sich herumschleppen. Doch auf die Schießereien muß nun niemand mehr verzichten. Dank Bob Gurnsey. Der läßt die Kampfwilligen samstags in aller Frühe antreten, stattet sie mit Tarnuniformen aus, teilt sie in zwei Gruppen ein, die aufeinander Jagd machen dürfen. Jede Mannschaft führt ein Fahne mit sich, und wer es schafft, die Fahne der Gegner zu erobern, ist Sieger. Wer einem Feind in die Hände fällt, muß damit rechnen, abgeschossen zu werden: mit Farbpatronen. So sind, nach geschlagener Schlacht, auch die Verlierer bei der feuchtfröhlichen Siegesfeier mit den der Partie. Die Teilnahme am Gefecht kostet dreißig Dollar. Das Geschäft läuft gut. Inzwischen kommen schon ganze Firmen zu einem kriegerischen Betriebsausflug .

Marti im Marathon

Radio Marti, ein auf Kuba gerichtetes US-amerikanischer Regierungssender, hat jetzt seine Arbeit aufgenommen. Die 50 000 Watt starken Sendeanlagen stehen in Marathon, im äußersten Süden Floridas. Die Redaktion hat ihren Sitz in Washington, gleich unter der Achsel des Präsidenten. Der Sender ist jedoch nicht unumstritten in den USA. Als der Kongress 1983 das Projekt billigte, schloß die Vereinigung der US-Rundfunkstationen nicht aus, daß Kuba versuchen könnte, die Sendungen von Radio Marti zu stören. Das träfe dann nicht nur den Freiheitssender, sondern beeinträchtigte ganz gewiß auch die Programme von 200 anderen US-Stationen.

National Front noch nationaler

Nachdem die britischen Rechtsradikalen der National Front während der letzten Jahre reichlich an Zulauf verloren hatten – Maggie ruft halt – haben sie sich jetzt entschieden, eine scheinbare Kehrtwende vorzuführen. Die neuen Führer der National Front haben Oxford oder Cambridge hinter sich, sie sind gegen den Kapitalismus, gegen die US-amerikanischen Raketen und für den Streik der Bergarbeiter – nachdem er vorbei ist. Ihr Ziel jetzt: Großbritannien von allen Kosmopolitanern zu säubern und von fremden Einflüssen – Marx, Freud und Hollywood – freizuhalten. Dem ehemaligen Führer, Martin Webster, machen sie gegenwärtig den Prozeß wegen »Entlassungsmißbrauchs«.

Betr. Waldsterben - allgemeine Lebenshilfe

Liebe Grüne Freunde!

Mit Bedauern habe ich das Wahlresultat von NRW hingenommen – auf jeden Fall gehört Ihr für mich in die Parlamente. Wer würde denn die Bevölkerung sonst immer wieder drauf hinweisen daß der Mensch nicht das einzige Leben auf Gottes (ehemals schöner) Welt ist?

Besonders dankbar bin ich, aus dem Bayerischen Wald stammend, für Euer Erbarmen in Sachen Wiedergesundung des deutschen Waldes. So war es für mich auch verwirrend, erfahren zu müssen, daß gegen vier Mitglieder der grünen Partei ein Ermittlungsverfahren wegen Sachbeschädigung gemäß § 304 STGB eingeleitet wurde. Sie sollen Baumfrevel begangen haben. Da ich nicht dazu neige, gleich alles zu glauben, informierte ich mich ausführlicher über den Vorfall.

Es lohnte sich. Ich brachte an den Tag, daß vier Grüne des Kreisverbandes Friesland kranke und sterbende Bäume mit weißen Kreuzen gekennzeichnet hatten. Hierzu verwendeten sie biologische Baumschutzmittel und Kalk. Selbstverständlich solidarisiere ich mich, jetzt den genauen Vorgang kennend, mit den Angeklagten.

Doch muß auch ich meine Schwierigkeiten gegenüber solchen Aktionen gestehen. Da meine Bedenken grundsätzlich anderer Natur sind als die er ermittelnden Staatsanwaltschaft, erlaube ich mir folgende Frage: Ist es nicht doch eine gewisse Form von Rücksichtslosigkeit, den kranken Baum dem öffentlichen Anblick preiszugeben ihn sogar durch Kalk zu bezeichnen? Ich denke, wer den Baum wirklich liebt, kann es nicht ertragen, ihn so kränkelnd dahinsiechen zu lassen! Aktive Formen der Sterbehilfe müssen meiner Meinung nach auch hier ohne Tabus diskutiert werden.

Gerade hier müßte sich vorrangig etwas an den Lebensbedingungen (z.B. saurer Regen) ändern bevor man diejenigen, die aus Gnade und Mitgefühl ihre geliebten Bäume abholzen, als Waldfrevel denunziert. Ich gestehe Euch jedoch zu, daß eine prinzipielle Forderung nach Sterbehilfe z.Z. der Basis nur beim Menschen verständlich erscheint. Vielleicht wäre wegen des nicht vorhandenen Bewußtseins in dieser Frage doch die Politik der kleinen Schritte angebracht. Wie Ihr sicher wißt,

sind gerade die jungen Bäume von Krankheit bedroht. Wäre hier nicht eine erweiterte Fristenlösung, ähnlich der eugenischen Indikation bei der Abtreibung gesetzlich denkbar? Auch hier kann der schon zum Leben erklärte Fötus zum Wohle der Behinderten abgeholzt bzw. abgetrieben werden, wenn der begründete Verdacht auf Anomalität besteht. Ich bin mir ziemlich sicher, daß eine Gesetzesinitiative, die es erlaubt, frisch gepflanzte und junge Bäume beim Auftreten gewisser Krankheitssymptome zum Wohle aller Bäume (die hätten sicher keine positive, lebenserfüllende Zukunft) innerhalb einer gesetzlichen Frist wieder abzuholzen, die breite Zustimmung der Grünen Basis finden wird.

Da wir schon beim Thema Sterbehilfe sind, möchte ich Euch noch mitteilen, daß ich eure Berufung Professor Hackethals zur Expertenanhörung des Deutschen Bundestages zum Thema Sterbehilfe wichtig und richtig finde. Wer den Film Hackethals über die von ihm erlöste Frau gesehen hat, kann nur voll des Lobes für seinen selbstlosen Einsatz sein. Mich faszinierte besonders der von ihm neben dem Krebsleiden noch herausgearbeitete Zusammenhang zwischen Ästhetik und Erlösung. Wie Hackethal überzeugend ausführte, war das Gesicht der Frau schon so entstellt, daß sie sich nicht mehr unter die Leute wagte. Dies ist verständlich denn schon 1891 formulierte ein gewisser Rocco, seiner Zeit voraus: »Man wird mit dem Menschen, der von den Leiden eines Geschwürs geplagt wird, Bedauern empfinden, das Bedauern wird aber in gerechten Willen und in den Vorwurf der Rücksichtslosigkeit übergehen, wenn der Patient trotz der Verunstaltung seines Gesichtes es sich nicht versagen konnte, die Einladung zu einer Gesellschaft anzunehmen.« Hackethal blieb konsequenterweise nicht auf der Stufe des Bedauerns stehen. Er beseitigte das Bedauernswerte. Selbst wenn besonders herzlose Kreaturen Euer Eintreten für Hackethal mit den Worten »braun, aber spontan« charakterisierten, betrachte ich Eure Einladung an ihn als die Würdigung eines Mannes, der einen mutigen Schritt in eine gesunde Richtung getan hat.

Umso verunsicherter war ich, als ich erfuhr, daß Ihr die Erweiterung von Hackethals humanistischen Aktivitäten (z.B. Zyankali-Postversand an Hilfesuchende) scharf kritisiertet, ja sogar überlegtet, die Einladung wieder zurückzuziehen. Liebe Grüne im Bundestag ich meine, wenn Ihr schon zurecht Hackethals erste »öffentlich-rechtliche Endlösung« des Leidens durch eine Einladung honoriert, könnt Ihr ihm jetzt für seine erweiterten Hilfsaktionen nicht die Unterstützung verwehren.

Schließen möchte ich mit der Zuversicht, daß ihr Hackethals gegenwärtige Aktivität genauso honoriert wie seine jetzt schon legendäre Pioniertat. Daß Ihr erkennt, daß sein Zyankalipostversand als »unbürokratische Hilfe zur Selbsthilfe« zu verstehen ist.

Mit freundlichen Grüßen und Euch vor allem viel Gesundheit verbleibe ich Euer

Franz Christoph

P.S. Solltet Ihr, was ich annehme, demnächst Professor Hackethal treffen, könntet Ihr ihm vielleicht meine Adresse geben? Ich bin behindert, und auch sonst geht es mir nicht sonderlich gut. Wäre furchtbar nett. Danke.

Konkret 07/85, S. 16

Bernhard Schneidewind

Schießen & Köpfen

Die Welt des Sports ist bunt, der Ball ist rund, Blut muß fliessen. Der Sport hat die Fans, die er braucht. Die Fans haben den Sport, den sie brauchen. Eine unfaire Abrechnung.

Ein Italiener sagt: »Hauptsache, wir haben gewonnen«. Und ein anderer erklärt im Fernsehen: » Wir hatten geglaubt, in eine europäische Stadt zu kommen. Aber wir fanden eine afrikanische Ordnung vor. Und für diesen Ausdruck möchte ich mich auch gleich bei den Afrikanern entschuldigen.

(»Sport« vom 31.5.85)

Ist was? Was ist Sport? Was ist Fußball?

Ist Fußball Sport? Was ist was? Sport?

»Mit einem Golfschläger hat ein Einbrecher in Nürnberg einen schlafenden Hausbesitzer attackiert und dem Mann anschliessend das Sparschwein, einen Hundertmarkschein und eine Uhr geraubt. Den Golfschläger hatte er auf der Terrasse gefunden und sich damit bewaffnet. Das verletzte Einbrecheropfer mußte in ärztliche Behandlung.«

(»Süddeutsche Zeitung«, 10.6.85)

Fußball?

»Für mich ist Fußball Freude, das Leben – und nicht der Tod«

(Liverpools Torwart Grobbelaar in «Sport«, 31. 5. 85)

Sport durch Definition?

»Nach dem Steueranpassungsgesetz gehört zu den gemeinnützigen Zwecken die 'Förderung der körperlichen Ertüchtigung des Volkes durch Leibesübungen (Turnen, Spiel, Sport)'. Diese Begriffsbestimmung wird der gewandelten gesellschaftlichen Bedeutung des Sports nicht mehr gerecht. Sie ist deshalb in der neuen Abgabeordnung durch die Worte 'Förderung des Sports ersetzt worden. (...) Obwohl die 'Körperliche Ertüchtigung' in der neuen Begriffsbestimmung nicht mehr erwähnt wird, bleibt sie nach Auffassung des Parlaments in der Sache ein wesentliches Element des Sports. Im Sinne des Gemeinnützigkeitsrechts ist also nicht alles Sport, was sich so nennt. Der 'Denksport' gehört beispielsweise nicht dazu.«

(Aus: Vierter Sportbericht der Bundesregierung vom 3. 8. 78)

Und dabei hatte alles so einfach angefangen, wie schon unzählige Male vorher an anderen Orten zu anderen Zeiten mit anderen Beteiligten. Wo war das nur? Stalingrad? Saigon? Brüssel! Die roten Horden schlugen zu und siegten. Die Zahl der Verwundeten und Gefallenen hielt sich in Grenzen, einige Gefangene wurden gemacht! Der Angriff wurde mit konventionellen Waffen geschlagen. Die Kombattanten kamen als Rächer und Retter, und vor allem kamen sie live im Fernsehen: ein Kleinkrieg als Prolog eines Spiels, das schon zu lange zur Fortsetzung und zum Ersatz des Krieges mit anderen Mitteln geworden ist. Nur richtig, daß das Spiel dann nicht mehr übertragen wurde. Nur falsch und heuchlerisch die Begründungen: Trauer ob der Toten, Scham, Pietät. Aber jeden Abend Libanon mit neuen Höhepunken, die allerdings selten Schlöndorffsche Qualität erreichen. Doch die Höhepunkte in Brüssel waren längst vorbei, als der Kampfrichter, der sich in diesem Sport immer noch Schiedsrichter nennt, den Ball freigab mit der Begründung, daß es sonst noch viel schlimmer kommen könnte – tendenziell ähnlich argumentiert die KennedyJohnsonNixonFordCarterReagan-Administration, wenn es um das geht, was sie die Domino-Theorie nennt.

Die Fernsehzuschauer hatten ihren Spaß. Was die »Deutschen zwischen dem 24. und 30. Mai am liebsten sahen und hörten« verriet der »Stern«:

1. Die Ereignisse von Brüssel, ZDF, 14,9 Millionen Zuschauer
2. Tatort, ARD, 13,2 Millionen
3. Waidmannsheil, ARD, 12,1 Millionen
4. Polizeirevier Hill Street, ZDF, 11,5 Millionen
5. Ein Fall für 2, ZDF, 11,4 Millionen
6. Verstehen Sie Spaß?

Aber gewiß doch:

»Und was soll man, last, but not least, davon halten, daß viele Fernsehzuschauer – ich wage zu behaupten, daß es die Mehrzahl war, leider gehöre ich auch dazu – vor der Übertragung dieses Massakers ausgehalten haben? Stand etwa nur ein, objektives Informationsbedürfnis dahinter? Es müssen Konsequenzen von allen für alle gezogen worden, ohne Selbstgerechtigkeit, aber mit viel Umsicht und Strenge«

(Leserbrief in der »FAZ«, 7.6.85)

Andere hatten andere Sorgen:

Der Trainer des 1. FC Kaiserslautern (»Rote Teufel«) moserte blauäugig herum: »Die Mannschaften können bei so vielen Todesopfern nicht ihre Normalleistung zeigen. Selbst die Spieler auf dem Platz müssen ja um ihr Leben fürchten.«

Mußten sie eigentlich schon immer. Die Friedlichkeit des Sports müßte erst noch bewiesen werden. Der Gegenbeweise mangelt es nicht:

»Die Jugend vor Schlaffheit und Ausschweifungen zu bewahren, um sie zum künftigen Kampf für das Vaterland rüstig zu machen«

(Turnvater Jahn)

»Mäßigung, Enthaltsamkeit, Beherrschung der Leidenschaft und sonstige Mannestugenden werden durch den Sport entwickelt.«

(B. Gebhardt, Sportführer im wilhelminischen Deutschland, 1896)

»Durch geistige Körperkultur ist Dienst am Volksganzen; pädagogisch gesagt: Du, als Glied deines Volkes, sollst gesund und kräftig sein; das ist deine höhere Verantwortung, nicht nur deine persönliche Angelegenheit, sondern etwas, was du deinem Volk schuldest, zu all dem anderen Dank und Dienst, zu dem du deinem Volk verpflichtet bist. Auch dem Staat gilt diese Verpflichtung, vor allem da, wo kein Waffendienst mehr möglich ist.«

(Eduard Spranger in dem Aufsatz »Die Persönlichkeit des Turnlehrers«, 1928)

»Man gebe der deutschen Nation 6 Millionen sportlich tadellos trainierter Körper, alle von fanatischer Vaterlandsliebe durchglüht und zu höchstem Angriffsgeist erzogen, und ein nationaler Staat wird aus ihnen, wenn notwendig, in nicht einmal 2 Jahren eine Armee geschaffen haben.«

(Adolf Hitler »Mein Kampf«)

»Das Mannesopfer für Volk und Vaterland wird stets die Krönung nationalsozialistischer Leibesübung sein«

(R. von Taschammer und Osten, Reichssportführer, 1942)

»Auf der Fahrt zum Länderspiel gegen Portugal lernte er lieber selber singen. Für den ersten Auftritt im Nationaltrikot. Das Deutschlandlied. «

(»Quick« vom 5.6.85 unter dem Dachtitel »Des Kaisers neue Truppe« über Michael Frontzeck)

Fußball hat sich da nie rausgehalten. Im Gegenteil:

»Als besonderen Vorteil bei ihrem Sport schätze ich die Unterwerfung unter die Anordnung des Parteiführers, des Schiedsrichters und in größeren Verhältnissen des Bundesvorstandes. Das sind disziplinfördernde Eigenschaften, deren eifrige Weiterpflege von Ihrer Seite dem Heeresersatz zum Vorteil gereichen werden.«

(Kriegsminister Falkensteyn im Fußballjahrbuch des DFB von 1913)

»Der wahre Sportsmann trainiert, weil er aus der Schlappheit und Halbheit hinaus will Er will hinauf und hinaus aus der dumpfen Unvollkommenheit derer, die hundert Mängeln, Schwächen und Fehlern verhaftet bleiben. Training ist ihm nicht nur Mittel zum Zweck: Training ist ihm Lebensform, es ist ein Weg zur Menschwerdung.«

(Carl Koppelhel, Fuaballfiebel, 1952)

»Ich bin halt der Spieß. «

(Max Merkel, 1967)

»Fußball ist eine Art von Krieg. Jeder muß kämpfen, um zu gewinnen.«

(Johann Cruyff, ab 1. 7.85 technischer Direktor bei Ajax Amsterdam)

Nach der »Katastrophe«, dem »Blutbad«, dem »Massaker« im Stadion gab es einige Ratlose: »Wie ein sportliches Fest in Friedenszeiten zu einem Krieg werden kann, ist mir nicht erklärbar«, fragte sich Italiens Staatspräsident Sandro Pertini. Die meisten aber hatten es schon immer gewußt: »Seit Jahren können wir in unseren Stadien und in ihrem Umfeld eine Entwicklung zu Aggressivität, Brutalität und Zerstörungswut beobachten, die besorgniserregende Ausmaße angenommen hat«, urteilte der Friedens-Fighter und Fußballer Ewald Lienen und ließ keine Zweifel daran daß er allein die Besucher der Spiele meinte. Die waren es. Nur die. »Unsere allgemeine Frankfurter Zeit«, wie die »Süddeutsche Rundschau«, »stern-Zeit« und »Quickkicker« – alle wußten es schnell, genau und sogleich: die »Besucher«, die »Zuschauer«, die »Fans«, diese »Horden«, »Rabauken«, »Stadtguerillas«, »Terroristen«, dieser »Mob« und »Abschaum« war es. Und sonst niemand. Außer natürlich: die soziale Lage, die Arbeitslosigkeit und die politischen Profiteure der sozialen Lage und der Arbeitslosigkeit: National Front und Ordine Nuovo und keine Linken.

Schlug sich also hier das britische Lumpenproletariat mit Vertretern der italienischen Mittelschicht, die zu horrenden Schwarzmarktpreisen in den verkehrten Block und damit – List der Unvernunft – in einen unerklärten Klassenkampf geraten waren? Machten sich die Ausgepowerten Luft? Befreiten sich? Wäre das alles nicht passiert, wenn jeder einen numerierten Sitzplatz gehabt, wenn Alkoholverbot mindestens in ganz Belgien bestanden, mehr Polizisten die Schwarzmarktkarten gekauft hätten, Leibesvisitationen vorgenommen worden wären – »Bücken, aber ein bißchen plötzlich« – , wenn der Beton haltbarer, die Absperrungen stabiler oder elastischer, die Pforten größer oder überhaupt nicht gewesen wären?

Alles irrsinnig idiotische Fragen, Feststellungen, Behauptungen, Schuldzu- und Schuldabweisungen. »Die Polizei müßte zur Abschreckung von der Schußwaffe Gebrauch machen, notfalls mit Maschinengewehren« las man im »Hamburger Abendblatt« (5.6.85) und Polizei-Kommissar Hans Kollex antwortete: »Das würde die Grenzen der Verhältnismäßigkeit sehr übersteigen. Wenn ein Besucher zu einer Sportveranstaltung geht und damit rechnen muß, daß dort geschossen wird, müßte man solche Veranstaltungen von vornherein verbieten.«

Fußball im Hochsicherheitstrakt sei eine »unerträgliche Sache« (»Zeit«, 7.6.85). Für wen? Fritz Walter jedenfalls ist unermüdlich unterwegs, um im Namen der Sepp-Herberger-Stiftung Trikotsätze, Schuhe und Bälle in die Haftanstalten zu bringen, der Niedersächsische Fußballverband spendiert jedem Strafentlassenen, der sich einem Fußballverein anschließt, eine komplette Spielausrüstung.

Aber die eigentliche Frage ist doch eher die:

»Machen es sich nicht einige Fußballverantwortliche zu bequem, wenn sie sagen: Die ganzen Publikumsausschreitungen seien nur ein soziales Problem ? Ist der Fußball an und für sich nicht schuldiger, als wir gerne wahrhaben wollen?«

(Leserzuschrift in »Sport«, 7.6. 85)

Welcher Fußball ist schuldig?

Fußball als Ritual?

»Das ist ganz lustig. Ich hab ihnen vorher gesagt, das ist ein Instinkt gewesen, und dann ist jemand gekommen, und hat's ausgedrückt. Es ist ein Instinkt gewesen von mir, daß ich diese Bälle so präpariert habe und dann hat's jemand beschrieben. Da hab ich gesagt, mach dir das doch zu eigen, ist ja wirklich toll, was der so geschrieben hat. Ich habe es aber aus ganz anderen Gründen so gemacht. Weil ich ein Mensch bin, der optimale Voraussetzungen braucht, um irgend

'ne Sache gut zu machen. Ich brauch einen optimal guten Fußballplatz, der Ball muß in Ordnung sein, Wetter, nicht so sehr. Dann auch bei diesen Freistößen: da kann der Ball doch in 'nem Loch liegen, wenn ich das Gefühl habe beim Anlauf, daß der Ball in 'nem Loch liegt, dann hab ich schon Angst. Infolgedessen hat das immer so 'ne Zeitlang gedauert. Dann ist jemand gekommen und hat geschrieben, der. .. das ist das Tollste, was ich je gelesen hab. . . der zelebriert das Hochamt, oder sowas.«

(Günther Netzer im Kultur-Magazin 3/4, Zürich 1977)

Welcher Fußball ist schuldig?

Fußball als Arbeit?

»Der Satz des Altbundestrainers Herberger 'Elf Freunde müßt ihr sein ' trifft heute sicherlich nicht mehr zu. Man muß ein gutes Arbeitsverhältnis untereinander haben und miteinander reden können, aber Freunde müssen es sicher nicht sein. Freundschaften entstehen im Fußball schon mal, aber die Regel ist es nicht.«

(Siegfried Held in: »Sportgeschichten«, Frankfurt 1980)

Welcher Fußball ist schuldig?

Fußball als Freiraum?

»Noch die objektive Zerstörung des Fußballsports durch seine Kommerzialisierung auf allen nur denkbaren Ebenen lebt so von der Faszination des Spiels: Ein gelungener Doppelpaß, die Flanke in den freien Raum, die der mitgelaufene Spieler noch erreicht, dies sind Momente, die sich das Kapital nur deshalb zunutze machen kann, weil die darin vollbrachten Antizipations- und Kooperationsleistungen prinzipiell außerhalb seiner Rationalität liegen. «

(Rainer Paris in »Ästhetik und Kommunikation« 24, 1976)

Also welcher? Woytila, Ernst Breit oder Taylor, der hier nicht zum Zuge kommt?

Und welcher mit welcher Wirkung fürs Publikum: Das Ritual als zirzensische Schaunummer, der Zirkus als Ritual, der Kampf als Symbol, Symbol durch den Kampf? Oder einfach nur die Inszenierung der blanken Gewalt unter dem Deckmantel des sportlichen Wettstreites:

»Irgendwie muß ich wohl auch noch lernen, eine Sau zu werden«, sagt Daniel Simmens von Borussia Dortmund über seine Erfahrungen im Bundesliga-Geschäft. In »Quick« (5.6.84) ist über den Mönchengladbacher Nationalspieler Michael Frontzeck, 21, zu lesen: »Auf dem Platz ist er längst ein gestandener Mann. Auch wenn Franz Beckenbauer ihn schon mal beiseite genommen hat: 'Michael, du mußt noch härter spielen'.« Er hat sich dran gehalten und doch noch nicht alles verstanden: Wegen einer Tätlichkeit mit anschließendem Platzverweis ist er mittlerweile vom Kontrollausschuß des DFB für acht Wochen gesperrt worden. Frontzeck fuhr dennoch mit der Nationalelf nach Mexiko, weil er zu des Kaisers Truppe gehört. Fouls bringen nur Vorteile:

»Durch seine 'schwarzen Schafe' finanziert sich der englische Amateurfußball Für Platzverweise, Gelbe Karten, vereinsinterne Disziplinlosigkeiten usw. gibt es Geldbußen nach einem festen Tarif. Die auf diese Weise eingehenden Geldbeträge haben in letzter Zeit beträchtliche Ausmaße angenommen. In der Grafschaft Buckinghamshire betrugen sie in der vergangenen Saison schon etwa ein Drittel der gesamten Einkünfte, in anderen Grafschaften nicht viel weniger. 'Unter diesen Umständen weiß man nicht, ob man sich mehr Disziplin bei den Spielern wünschen sog oder nicht', erklärte der Schatzmeister des Fußball-Verbandes von Buckinghamshire.«

(»Kicker«, 10.6.85)

Makaber? Aber nicht doch. Nicht makaberer als die Erklärung der Initiative »Sportlerinnen und Sportler für den Frieden – Sportler gegen Atomraketen«, die in der UZ (1.6.85) erklärte: »Die Toten im Stadion sind für die Friedensinitiativen der Sportlerinnen und Sportler Ansporn, ihr Engagement zu verstärken . « Nicht leicht, aber immerhin noch ausrechenbar, wann der Ansporn so groß ist, daß das Engagement nicht mehr verstärkt werden kann und muß. Kein Joke. Denn eben vor dieser Frage – das Opfer als Ansporn – stehen Hochleistungssportler auf jeden Fall, Leistungssportler gewiß auch, Gesundheits- und Breitensportler müssen sich, sind sie ehrlich, zumindest berührt fühlen.

Das Foul ist Ansporn und Engagement zugleich. »Auf den Mann zu spielen und nicht auf den Ball« lernt der fußballerische Nachwuchs, noch bevor er »Ball« schreiben kann. Das Tackling ist eine Tätlichkeit mit ungewissem Ausgang, im »Luftkampf« das Knie anzuziehen, das gestreckte Bein: Kleinigkeiten. Die Beckmesserei der Sportreporter bei Slow motion, ob dieser Tritt ein Schlag war oder auch nicht – »Es ist auch hier nicht deutlich zu erkennen, aber ich meine, daß der Ball gespielt worden ist« – ist nichts anderes als die öffentlichrechtliche Legitimation für eine Gewalttat vor allen Augen, die sich nicht satt sehen können an solchen Spielszenen, mit denen ihnen weisgemacht werden soll, daß der Angriff zwar »eindeutig« auf den Ball zielte, aber leider nicht traf. Tell hätte dumm dagestanden.

Breitners Forderung an den Nachwuchs, schnell zu lernen, Foul zu spielen ist ja nicht etwa das Eingeständnis, daß der sporttreibende Mensch zu gut, edel und fair sei, um überhaupt auf den Einfall zu kommen, zu foulen, sondern der anfeuernde Zuruf, möglicherweise immer noch vorhandene Beiß-, Schlag- und Trethemmungen möglichst schnell abzulegen, voll einzusteigen, voll reinzugehen – das müsse der Völler noch lernen, sagt der Kaiser – und zugleich diese enragierten Attacken unsichtbar zu machen. Mindestens unsichtbar für den Schiedsrichter. Das Nachtreten als ein Akt, bei dem das Foul öffentlich wie sonst kaum etwas ist, wird gemeinhin härter bestraft als das vorangegangene Foul, obwohl es nichts anderes ist als das ansonsten übliche Revanchefoul, das nach drei Minuten oder auch nur 50 Metern angesetzt wird. Wer nachtritt, verrät die geheimen Regeln, hat sich als vorerst noch unfähig erwiesen, sauber Foul zu spielen. Derartiges sieht der Kampfrichter gar nicht gern und kann sofort die Posen für Gelb oder Rot oder AbmarschindieKabine rauslassen. So herrisch-schulmeisterlich und duckmäusisch zugleich die Gesten der Schiedsrichter – großartig wie manch ein Schwarzmann, kaum hat er auf den Elfmeter-Punkt gedeutet, erst einmal an die Außenlinie wieselt, um sich der Proteste zu entziehen, die vielleicht schon mal sehr feucht formuliert sein können – so herrisch ist das Treten selbst:

»Erst 1863 spaltete sich der neugegründete Fußballbund, weil die Majorität vorschlug, das Treten mit dem Fuß ganz zu verbieten, während eine Minorität der Gründungsmitglieder auf dem Standpunkt stand, daß das Verbot des Tretens mit dem Fuß das Spiel 'unmännlich ' machen würde, und sie stimmte dagegen. «

(Norbert Elias/Eric Dunning: Dynamik von Sportgruppen)

»Meine erste Gemeinheit auf dem Spielfeld. Perugia gegen Avellino, wir gewinnen, es fehlt nicht mehr viel bis zum Abpfiff, direkter Freistoß für sie, ich in der Abwehrmauer. Ripari stellt sich vor mich und fängt an, zu drängeln und mit dem Hintern zu drücken: da habe ich ihm einen satten Tritt auf die Arschritze verpaßt. Natürlich hat's der Schiedsrichter nicht gesehen. Hinterher habe ich mich richtig befriedigt gefühlt, schön schuftig und schlau.«

(Paolo Sollier »Ein Porträt des Fuaballspielers als junger Mann« 1978)

Der Bremer Psychologe Fritz Stemme erklärte am 30.5.1985 in der Hamburger Morgenpost auf die Frage, woran es liege, daß diese Art der Eskalation nur beim Fußball-Sport vorkomme: »Das liegt daran, daß es sich beim Fußball um einen Sport handelt, der von der Aggression und dem Treten lebt. Auf dem Rasen haben die Fans keine Vorbilder mehr, was faires Verhalten angeht. Und aufgrund der Identifikation zwischen Zuschauern und Mannschaft treiben die Fans ihre Idole zur Attacke, die sich ihrerseits dem Druck gar nicht mehr entziehen können.«

Also wo steht der »Mob, der »Abschaum«, wo sind die »Terroristen« der Sportarenen, die »Schläger« und »Schlächter«? Auf den Rängen? Auf dem Rasen? Auf den Trainerbänken, in den Vorstandsetagen der Vereine, der Sportartikelindustrie, der pharmazeutischen Industrie?

Kaum ein Hochleistungssportler, der sich nicht dopt. Fußballer sind so lange nicht gedopt, wie die Doping-Kontrollen nichts ergeben. Beim Fußball gibt es keine Dopingkontrollen. So einfach ist das, nicht unter Doping-Verdacht zu geraten. Sie fangen sich vielleicht einmal eine kollektive Gelbsucht – ja, ja, das waren noch Zeiten 1954, als in Spiez die Verpflegung so übel vergiftet war – sie müssen vielleicht auch mal ihre Karriere nach einem scheinbar simplen Bruch aufgeben, weil ein Bruch in einem Cortison-getränkten Körper eben ein bißchen anders verläuft, als bei einem, der ab und an mal eine Kopfschmerztablette nimmt. Aber dopen tun sie nicht. Die Schäden, die sie sich zuziehen, sind Schäden aus dem Spiel:

»Im FIFA-Magazin ist eine Studie von Vojin N. Smodlaka, Professor für Rehabilitationsmedizin in Brooklyn (New York) veröffentlicht worden, die die FIFA selbst für so beachtenswert hielt, daß sie sie ihrer Medizinischen Kommission zur Stellungnahme unterbreitete (...) 'Wie groß kann die Schädigung durch Kopfstöße am Ende einer Fußballkarriere sein ? ' fragt der Autor. Er glaubt, daß 'ständig wiederholte leichte Einwirkungen, stärker als K-o.-Schläge im Boxen, bleibende Gehirnschädigungen bewirken ' können und kommt daher zur Forderung, daß 'die negativen Einflüsse von Kopfbällen auf die Gesundheit des Fußballers mit modernen Methoden untersucht werden ' sollten. «

(»Sport«, 25.1.85)

Also: Rüssmann trainiert weiter an den Straßenlaternen, Bubi Scholz sitzt vor dem Gästeklo, Joachim Deckarm ist ewig auf dem Weg der Besserung, Jensen und Simpson sind einige handbreit unter dem Asphalt, auf dem ihre Räder rollten. Erzähl keiner was: Schützen, Skispringer, Bob- und Rennfahrer sind vollgestopft mit Betablockern, Schwimmer lassen sich aufpumpen, Boxer wie Gewichtheber lassen sich vor dem Wiegen Blut abzapfen – nicht nur um in eine niedrigere Gewichtsklasse zu kommen. Die einen nehmen Anabolika, die anderen Testosteron oder Wachstumshormone – allesamt Mittel, über deren Langzeitwirkung nichts bekannt ist – und Frauen schließlich ist, zur Leistungssteigerung, eine ordentliche Schwangerschaft zu empfehlen: Valerie Brisco-Hooks, Goldmedaillengewinnerin in Los Angeles über 200, 400 Meter und in der 4 x 400-Meter-Staffel, gibt preis:

» 'Während meiner Schwangerschaft habe ich meine Bauch- und Rückenmuskeln wesentlich gestärkt. Außerdem trug die Schwangerschaft dazu bei, daß sich meine Haltung im Hüft-Becken-Bereich verändert hat. Dadurch wurde mein Laufstil wirkungsvoller. ' Ihre 400-m-Zeit vor der Geburt des kleine Alvin lautete 52,62, beim Olympiasieg rannte sie in 48,83 Sekunden um die Bahn.«

(»Kicker«, 10.6.85)

Evelyn Ashford ist gerade Mutter geworden. Viele Joggerinnen, die anfallartig für ihren ersten Marathon trainieren, haben derartige Fördermaßnahmen, ohne sie so recht genutzt zu haben, schon hinter sich. Doch ihnen, wie ihren Mitläuferinnen und Mitläufern wird geholfen: sie lutschen Coramin-Bonbons, löschen leistungssteigernd den Durst – Kaffee ist seit zwei Jahren auf der Dopingliste – und vertrauen vor allem auf Schuhe, die dem neuesten wissenschaftlichen Stand entsprechen. Die Renner dieser Saison werden sein: der ZX 500 und der ZX 600 von adidas, entwickelt in den Laboratorien für Biomechanik der ETH in Zürich, Epic und Odyssey von Nike und, mit Abstrichen, die letzte Generation von Puma, der Atlanta ist dagegen absolut out, sagen die Fachleute, die schon ein Interesse haben werden.

In welchem Maße der Sport zu einem gigantischen biologischen Experiment mit dem Menschen geworden ist, in welchem Maße nicht nur der Trainingsprozess des Hochleistungssportlers wie jedweder Produktionsprozess erst einmal im Forschungsprozess beginnt, das läßt sich am einfachsten durch das Betreten eines Sportartikelgeschäfts erfahren, um hier die simple Bitte vorzutragen, doch ein paar Turnschuhe erstehen zu dürfen. Turnschuhe gibt es nicht. Es gibt Schuhe für jede Disziplin, für jedes Körpergewicht, für unterschiedliche Spannhöhen und -breiten, für outdoor und indoor, für lawn und Sand, für Tartan und Asphalt, Schuhe mit Luftkissen und ausschäumbare Schuhe, Laufschuhe mit einem in der Lasche eingelassenen Kleincomputer. Der ermittelt durch einen Sensor folgende Daten: »Anzahl der Kilometer, gelaufene Zeit, Durchschnittsgeschwindigkeit, Kalorienverbrauch, Gesamtstrecke, Gesamtlaufzeit eines längeren Zeitraum«, verspricht der Prospekt und Narren, die wir sind, fahren wir darauf ab.

Nicht weil jeder Hochleistungs- oder Leistungssport treiben will, aber ambitionierte Gesundheitssportler pflegen neben sich selbst besonders zweierlei: die Technik und die Ausrüstung. Ohne einen Schritt gelaufen, ohne einen Meter gefahren zu sein, wissen sie schon alles über das Laufen und Fahren, über die Ballenbelastung in kp und die Verwindungsfestigkeit der Rohre, über kugelgelagerte Bowdenzüge, atmungsaktive Unterwäsche, über die Marken der Spitzensportler – Matthäus immer noch in Puma-Stiefeln? Briegel noch bei adidas? – kaufen Trainingsanzüge von Le Coq sportif, um nicht wie alle adidas zu kaufen und erfahren dann doch irgendwann, daß alles dasselbe ist: Le Coq ist eine adidas-Tochter.

Ja sind wir denn närrisch! Wir?

»Wenn die Terroristen von den Fußballplätzen vertrieben werden, dann toben sie sich anderswo aus, wie etwa jetzt beim Rockfestival in Stonehenge. Darum genügt es nicht, sie vom Fußball zu verjagen, wir müssen sie ausrotten.«

(Martin Maier in »Kicker« - Deutschlands größtem Sportmagazin, 10. 6. 85)

Oder?

»Leibesübungen, ohne die des Kopfes, hieß schließlich: Kanonenfutter sein und vorher Schläger.«

(siehe Seite 70)

Konkret 07/85, S. 22

Ann Kathrin Scheerer

GROSSER SPRUNG (rückwärts)

Die Volksrepublik China, zu Maos großer Zeit von der deutschen Bourgeoisie als »Rotchina« gehaßt und gefürchtet, bekommt jetzt immer bessere Noten. Hier ein Paar Gründe dafür:

Der bekannteste chinesische Schriftsteller Ba Jin (80) bekommt einen Brief von seiner Nichte aus dem Nordwesten des Landes: »Wir wollen langsam anfangen, etwas Geld zusammenzusparen, unser Ältester wird wohl in den nächsten Jahren ans Heiraten denken. Hier in der Gegend ist das mit dem Brautkauf wirklich schlimm.« Nämlich sehr teuer. Ein Leben lang hat Ba Jin gegen Überreste aus der Kaiserzeit angeschrieben. Jetzt tut er es wieder: »Nun ja, ob's nun unmodern ist oder nicht, ich denke, ich werde weiter gegen feudalistische Sitten sein müssen und ich werde weiter das sagen, was ich seit fünfzig, sechzig Jahren sage – 'Nieder mit Brautkauf und Kuppelei ! '«

Rush-hour in Peking. Zuviele Autos stinken im Stau in den noch wenigen großen Straßen vor sich hin. Man braucht eine Stunde für eine Strecke, die man vor einigen Jahren im – allerdings erdrückend vollen – Bus in 15 Minuten zurücklegte. So sitzen die Menschen in ihren neuen Transportmitteln und kommen nicht vom Fleck. Irgendwas ist an diesen beiden Situationen ähnlich.

Zugegeben: wer China von früher her kennt, registriert jetzt erleichtert die angstfreie Atmosphäre. Ausländischer Besuch muß nicht mehr dem Parteisekretär gemeldet werden, niemand fürchtet mehr, das politisch Falsche zu sagen, Kritik an der 'linken' Vergangenheit geht jedermann leicht über die Zunge. Die ehemals 'Große Proletarische', heute nur noch 'Kulturrevolution' ist dem öffentlichen und offiziellen Verriß preisgegeben. Die 40 Millionen Parteimitglieder werden derzeit in einer dreijährigen Ausrichtungsbewegung auf endgültig nachmaoistische Linie gebracht. Wer diesen politischen Abgesang nicht hundertprozentig leistet, riskiert sein Parteibuch.

Die Kurzformel von den »vier Modernisierungen« (nämlich der Landwirtschaft, Industrie, Wissenschaft und der Landesverteidigung) steht für eine Reformpolitik, mit deren Hilfe China bis zur Jahrtausendwende den durchschnittlichen Lebensstandard der Bevölkerung etwa dem Großbritanniens angleichen will. Politischer und wirtschaftlicher Anschluß an die industrialisierte Welt ist das Ziel, Reprivatisierung der Landwirtschaft (durch Pachtverträge, der Boden bleibt staatliches Eigentum) und Umorganisation der Industrie nach westlichen Management-Kriterien sind die Mittel. Der Import von moderner Technologie und entsprechendem Lebensstil hat schon vor längerer Zeit begonnen, westliche Anzüge mit Weste, Schlips und Kragen sind unter jungen Männern der letzte Schrei, lässig wird dem Gast eine Marlboro angeboten.

Die Westwende wird begleitet von rigiden bevölkerungspolitischen Maßnahmen. Mindestens dreißig Jahre lang soll für chinesische Ehepaare die Ein-Kind-Norm gelten. Es heißt, China könne nicht mehr als 1,2 Mrd. Menschen versorgen (...jedenfalls nicht mit Coca Cola und Hamburger). Das teure Modernisierungsprogramm fordert Einsparungen. Es ist kein Zufall, daß die strikte Kontrolle des Bevölkerungswachstums just in dem Jahr proklamiert wurde, als China durch die Stornierung zu teuer geratener Handelsabkommen international Gesicht verlor.

Die städtischen Menschen verkraften diesen Übergang von der Groß- zur Kleinstfamilie zwangsläufig-freiwillig. Wohnungsnot, Preissteigerungen (im April wurde die sechste Preiserhöhung für Lebensmittel seit 1978 bekanntgegeben) und hohe Erwerbslosigkeit unter jungen Leuten lassen mehr als ein Kind eh unbezahlbar erscheinen. Und die Alten beziehen in der Stadt eine staatliche Rente.

Die neue Jugend orientiert sich an westlichen Lebensmodellen. Die chinesische Frauenzeitschrift gibt neuerdings Schminktips und Hinweise für anmutige Körperhaltung. Hier wird auch der neue ideale Frauentyp diktiert: die beste Ehefrau ist nun auch in China die, die familiäre Sorgen vom Gatten fernhält, um ihn nicht von der Arbeit abzulenken, und Haushalt und Kinderaufzucht allein bewältigt. Aus den traditionell männlichen Arbeitsbereichen, in denen die Chinesinnen sich ein paar Jahre lang tummeln durften, werden sie hinausgedrängt, mit Rücksicht auf ihre »biologischen Besonderheiten«. Nicht mehr lange und das bisher noch als bürgerlich-dekadent verschrieene Hausfrauen-Dasein wird ideologisch rehabilitiert.

Auf dem Lande, wo 80 Prozent der Chinesen leben, provoziert der unleugbare ökonomische Fortschritt ebenfalls einen Rückfall in patriarchalische Strukturen. Zwar können Landfrauen durch das familieneigene Nebengewerbe viel Geld verdienen, doch sind sie dadurch, daß sie nicht mehr an kollektiver Arbeit teilnehmen, erneut an Haus und Familie gebunden. »Meine Frau kann mich doch jederzeit um Geld bitten. Ich bin der Haushaltsvorstand und recht großzügig« – sagt der neureiche Bauer in einem südchinesischen Dorf, der seine ganze Familie in die gewinnbringende Blumenzucht eingespannt und sich inmitten durchschnittlicher Armut einen vierstöckigen Palast gebaut hat.

Seit dem Beginn der Ein-Kind-Politik 1979 sind viele erstgeborene Töchter umgebracht worden. In manchen Landstrichen ist das Zahlenverhältnis zwischen Jungen und Mädchen 5 zu 1. Da die Tochter bei der Heirat aus dem Hause geht und für die Schwiegerfamilie arbeitet, ist die traditionelle Fixierung auf Söhne durch die Privatwirtschaft wieder verstärkt worden.

Zudem sind die Pachtverträge neuerdings vererbbar wie alles andere Eigentum auch, und schließlich sind alte Bauern von den bei ihnen verbleibenden Kindern abhängig: der Staat zahlt auf dem Land keine Pensionen.

So werden heute wieder Mädchen frühzeitig aus der Schule genommen, damit sie bis zur Eheschließung noch zu Hause mitarbeiten; schon sind 70 Prozent der 80 Millionen neuen Analphabeten Mädchen und junge Frauen vom Land. Für eine ungebildete gehorsame Frau müssen junge Männer ganz schön zahlen.

Die einzige Angst, die heute im Gespräch mit Chinesen laut wird, ist die, daß es einmal ein Ende nehmen könnte mit der neuen Politik. Das Motto der Reformen: 'Einige werden zuerst reich, andere später' gefällt. Jedenfalls denen**,** die reich werden.

Man hat beinahe den Eindruck, als wollte das ganze Land dem Mao Zedong der späten Jahre noch eins auswischen. Hat er nicht gesagt: Wenn China einmal die Farbe wechseln sollte, dann hat das Volk die Pflicht, sich zu erheben? Mao ist tot und niemand hebt den Finger gegen den Wind von rechts. Deng Xiaoping wollte 30 Jahre lang die Macht. Jetzt hat er sie. Die ehemaligen Rotgardisten machen per Fernstudium ihren Studienabschluß nach und sammeln in der Freizeit ausländische Briefmarken.

ANN KATHRIN SCHEERER ist Sinologin Seit einem zweijährigen Studienaufenthalt in Peking bereiste sie mehrfach die VR China, zuletzt im April 1985

Konkret 07/85, S. 24

Carl L. Guggomos

Getürkte Bulgaren

In Rom steht ein Türke vor Gericht, der auf den Papst geschossen haben soll. In Leipzig stand ein Niederländer vor Gericht, der den Reichstag angesteckt haben sollte. In beiden Fällen sind es bulgarische Hintermänner, Kommunisten, die als Drahtzieher vorgezeigt werden. Die Ähnlichkeit verrät Methode

Vor dem römischen Schwurgericht hat ein Verfahren begonnen, das dem Reichstagsbrandprozeß 1933 vor dem Leipziger Reichsgericht wie einer Kopie ähnelt.

Gegenstand beide Male: Sogenannte Jahrhundertverbrechen – wie das Abfackeln eines in Gebrauch befindlichen Parlamentsgebäudes und das versuchte Totschießen eines amtierenden Staatsoberhauptes. In beiden Fällen waren Täter und Geständnis rasch zur Stelle, was die jeweilige Staatsgewalt aber eher verstörte. Denn welchen Nutzen verspricht es schon, einzelgängerische Psychopathen oder politische Wirr- bis Hohlköpfe als Attentäter des Jahrhunderts feilzubieten? So konnte das faschistische Deutschland mit dem holländischen Freizeit-Anarchisten Marinus van der Lubbe als Solo-Zündler nicht zufrieden sein; so wurde das postfaschistische NATO-Land Italien nicht glücklich mit dem türkischen Papstschützen Mehmet Ali Agca, dessen Erscheinungsbild zwischen religiös motiviertem Killer und pathologischem Wichtigmacher schwankt.

Solche Täterprofile gaben und geben nichts her im Kampf wider das Böse schlechthin: den nationalen und internationalen Kommunismus mit seiner diabolischen Moskowiter Zentrale – die freilich aus unerfindlichen Gründen ihre wichtigsten Aktionen nie von den eigenen, bekanntlich hochspezialisierten Superagenten ausführen läßt, sondern sich dabei häufig bulgarischer Brüder bedient, die im geheimdienstlichen high-tech ihre Lehrmeister offenbar ein- und überholt haben.

Also her mit den Bulgaren, in beiden Fällen gleich drei, und dem ungeliebten Täter als Drahtzieher attachiert ! Die deutsche Reichsanwaltschaft entschied sich für die Kommunisten Dimitroff, Popoff und Taneff, die aus der militärfaschistisch regierten Heimat emigriert und konspirativ in Deutschland untergetaucht waren.

Die italienische Generalstaatsanwaltschaft griff sich die Kommunisten Antonow, Ajwasow und Wassilew, von ihrer Volksrepublik nach Rom als Luftfahrtangestellter, Konsularkassier und Botschaftssekretär delegiert.

Das Bulgaren-Fischen geschah jeweils willkürlich. Die Nazis hatten gegen Dimitroff, Popoff und Taneff keinerlei Beweise; Belastungen gab es nur durch gekaufte, erpreßte oder von Amtes wegen bestellte Zeugen – die schließlich allesamt zurückgezogen werden mußten, weil die erfundenen Treffs alle nicht stattgefunden haben konnten. Das Reichsgericht von 1933 war noch nicht mit dem späteren Volksgerichtshof vergleichbar und mühte sich um den Schein prozessualer Ordnung. Statt erwiesener Unschuld also Freispruch mangels Nachweises.

Die Italiener ließen sich ihre Bulgaren durch Behauptungen von Agca besorgen. Alles, was der Türke jedoch an angeblichen Treffs in Wohnungen, Restaurants oder an öffentlichen Plätzen angab, mußte schon jetzt korrigiert werden, weil entweder ein behaupteter Ort ganz anders aussah als von Agca beschrieben oder ein behaupteter Treff wegen anderweitiger Anwesenheit eines Bulgaren nicht möglich war. Man kann davon ausgehen, daß keiner der Bulgaren Agca jemals gesehen, geschweige denn mit ihm geredet hat.

Weshalb also gerade diese drei und nicht andere aus dem bulgarischen Kontingent in Rom gefischt und Agca, was man annehmen muß, souffliert? In Rom, wie anderswo im Westen, werden alle offiziellen Osteuropäer beschattet. Möglich, daß die bei den Drei gewonnenen 'Profile' besonders gefielen:

Von dem Militär Wassilew wußten Italiens Behörden, daß er, drei Monate vor dem Haftbefehl, nach dreijähriger Dienstzeit in Rom routinemässig nach Sofia abgereist war und ein Prozeß gegen ihn also keine Überraschung zeitigen konnte.

Von dem Bürokraten Ajwasow wußten Italiens Behörden, daß er just am Tage der Haftverkündung von Sofia nach Rom fliegen wollte. Also wurde Stunden vor dem Abflug Ajwasows die bulgarische Botschaft in Rom über den Haftbefehl informiert. Solche Jokes macht nur, wer partout nicht verhaften will.

Blieb Sergej Iwanow Antonow – *einen* Bulgaren brauchte man schon im Gerichtssaal. Der hatte sich, obwohl in Italiens Presse schon monatelang von einer 'bulgarischen Piste' gemunkelt wurde, trotz täglicher Gelegenheit nicht aus dem Staube gemacht; als Flugabfertiger konnte er auf Roms 'Leonardo da Vinci' nach Belieben herumturnen und hätte sich in jede schon abgefertigte bulgarische Maschine ohne italienische Kontrolle schleichen können. Doch warum sollte er wohl?

Mit Antonow hatten Italiens Behörden einen Bulgaren nach Maß: Beileibe keinen Dimitroff II., keinen harten Agitator, sondern einen vielleicht brauchbaren Softie und Poeten dazu (»Lange, mühevoll, wiederholt sich der Wind, der Dünen errichtet...«): Antonow hatte sich erst als Bibliothekar, dann als Theaterbeleuchter versucht, ein philologisches Fernstudium verbockt und war schließlich als 25jähriger bei der 'Balkan Air' als später Lehrling gelandet, praktizierte als 28jähriger in Casablanca und mit 30 als subalterner Angestellter in Rom. Er hatte Italienisch und etwas Französisch gelernt. Englisch

konnte er sich nur im Airportkauderwelsch verständigen, move on please and fasten seat belts. Ausgerechnet in Englisch aber will Agca mit Antonow das diffizile Papstattentat besprochen haben – bis die Agca-Souffleure das Manko Antonows bemerkten. Seitdem wird Agca nicht mehr befragt, in welchem Idiom er nun mit Antonow parliert haben will.

Aber solche Feinheiten spielen in der ansonsten wort- und schriftreichen italienischen Untersuchung selten eine Rolle. Hauptsache, die Richtung stimmt!

Schließlich ist auch nach dem Nazi-Prozeß etwas an den Kommunisten hängengeblieben; zumindest im eigenen Machtbereich und am dessen Rändern hatte die mit dem Prozeß verbundene antikommunistische Kampagne voll durchgeschlagen.

Deshalb sollte über die Nah- und Fernziele der monströsen Kampagne von Rom und Ihre Erfolge kein Zweifel bestehen, auch wenn die 'bulgarische Spur' bereits nach den ersten römischen Prozeßwochen unkenntlich geworden ist. Die notorischen Propagandisten der Legende vom 'terroristischen Weltzentrum Moskau' werden auf dieser Piste weiter ihre Slaloms kurven: für sie wäre auch ein 'Freispruch mangels Nachweis' ein Sieg. Denn auch dann »bleibt politisch der Verschwörungsverdacht von Sofia bis nach Moskau auf denen liegen die Ihre Unschuld nicht beweisen« (»Die Welt«, 29. 10.84).

Die Analogie des Römischen zum Leipziger Prozeß wird freilich nicht nur in der Zielsetzung und Methodik, sondern auch in der Verschleierungstechnik der Vorbereitung deutlich. Hier wie dort wurde peinlich vermieden Spuren in unerwünschte Richtungen zu folgen.

Dabei gibt es zwei fast ausgetretene Trampelpfade, die nicht nur hinreichend Fakten, sondern vor allem ein Motiv liefern – während die 'bulgarische Piste' bekanntlich von der hirnrissigen Anfangstheorie ausgeht, daß der wegen Mord an einem liberalen. Journalisten in einem von rechtsradikalen Militärs bewachten Gefängnis einsitzende faschistische Graue Wolf Agca aus eben diesem Gefängnis von seinen 'kommunistischen Freunden' befreit wurde; und zwar, um mittels Woytila-Mord den Solidarnosc-Polen eins auszuwischen.

Aber da gibt es die 'american connection'. Vier Monate vor dem Papstattentat wurde beim US-Senat in Washington ein Unterausschuß mit der einzigen Aufgabe gegründet, »Fakten« für die sowjetische Anleitung des internationalen Terrorismus zu sammeln. Siebzehn Tage vor dem Papstattentat vernahm der Ausschuß vier aufschlußreiche 'Zeugen' (und keine weiteren mehr): Claire Sterling und Arnaud de Borchgrave, Michael Ledeen und William Colby.

Die CIA-Schreiberin Sterling und ihr Gehilfe Arnaud legten später dann (in 'Reader's Digest') erstmals 'den Finger auf die bulgarische Wunde'; Ledeen, ein angeblicher Politologe, tatsächlich ein CIA-Mensch, hat in Italien Aufenthaltsverbot wegen seiner aktiven Beziehung zu »Rotbrigadisten« und Mafiosi. Und Colby war der CIA-Boß. Soweit die Motivation. Nun Fakten.

Da wäre Paul Henze, tätig in Ankara 1958/59 und 1974/77 als offizieller CIA-Resident. Im Januar 1979 reist Henze, inzwischen CIA-Bevollmächtigter im Nationalen Sicherheitsrat der USA, wieder nach Ankara. Er leugnet freilich, dort den am 1. Februar von Agca erschossenen Chefredakteur der liberalen »Milliyet« getroffen zu haben. Im Redaktionskalender des ermordeten Abdi Pekci ist freilich für den 13.1., 15.30 Uhr, ein Treff mit Henze verzeichnet. Und Ipekcis Frau weiß auch, was ihr Mann dem Henze an jenem Nachmittag vorhielt: die Verbindung der CIA zu den Grauen Wölfen und ihren Morden. Das war Ipekcis Todesurteil, nachdem ein Einbruch in sein Auto, zwei Tage nach der Henze-Unterredung, die belastenden Papier nicht zutage brachte.

Da wäre Ruzi Nazar, in den siebziger Jahren an Bonns US-Botschaft als CIA-Agent zuständig für die Verbindung zu den rechtsradikalen Türken in der Bundesrepublik und nachweislich mit jenen Türken intim, die Agca in der Bundesrepublik untertauchen halfen. Pikanterweise hat Nazar, damals noch Umorsarow, seine Karriere als weißrussischer Gestapomann begonnen, diente in den Lehrjahren um 1950 bei der »Stimme Amerikas« in München und nach der Einbürgerung in den ersten Herrenjahren ab 1959 als CIA-Diplomat in Ankara.

Direkte Verbindungen zu Henze und Nazar sind Agca nicht nachzuweisen; aber zu einem dritten CIA-Mann, Frank Turpil. Der leitete im Libanon ein Ausbildungscamp seiner Firma für Terroristen. Agca wird später erklären, er sei in Syrien vom KGB gedrillt worden. Turpil aber erzählt britischen TV-Leuten, er habe Agca im Libanon fit gemacht. Dann taucht Turpil unter, nicht ohne wissen zu lassen, nun fürchte er um sein Leben.

Direkte Verbindungen hatte Agca auch zu einem Mann des westdeutschen BND namens Horst Grillmayer. Amerikaner und Italiener wissen offenbar nicht, wem Grillmayer dient und hetzen die Wiener Polizei auf den angeblichen Ostagenten, der Agca die Waffen für das Papstattentat verkaufte. Als Grillmayer untertaucht, gilt als ausgemacht, daß er in Bulgarien verschwunden ist. Peinlicherweise verhaftet ihn Österreichs Polizei 1983 bei einem illegalen Waffendeal und muß sich von Grillmayer sagen lassen, daß er dabei in BND-Auftrag handelte. Seitdem ist die Grillmayer-Piste tot. Tot wie die Turpil-Piste.

Wenden wir uns der zweiten interessanten Spur zu, der italienischen, die ohne eine intimere Kenntnis der grundlegenden Veränderungen in Innenpolitik und gesellschaftlicher Machtstruktur um 1979/80/81 freilich nicht verständlich ist. Erinnern wir also den Bombenanschlag auf den Hauptbahnhof von Bologna, mit dem erstmals deutliche Linien von den angeblich linken »Roten Brigaden« zu den Zentren des italienischen Establishments entdeckt wurden; erinnern den Skandal um den Vatikan-Finanzier Sindona; erinnern die Enthüllungen des Richters Carlo Palermo über den internationalen Waffen- und Heroinhandel, peinlicherweise nicht die erwarteten über die Beteiligung bulgarischer Staatshandelsfirmen, sondern über die Beteiligung der eben zur Staatspartei aufsteigenden PSI des Bettino Craxi an diesen deals (und den prompten Versuch, Palermo in Trapani in die Luft zu sprengen; an seiner Stelle starben eine unbeteiligte Frau und zwei Kinder); und erinnern des ersten Munkelns über die Geheimloge P 2, die sich als eigentliche Regierung Italiens herauszukristallisieren begann.

In jener gewandelten Atmosphäre traf der angeblich in Isolierhaft sitzende Papst-Attentäter Agca im Gefängnis Ascoli Piceno auf den dort einsitzenden intimen Christdemokraten Freund und Camorra-Boß Raffaele Cutolo, der prompt Agcas Mafia-Pate wurde; der einsitzende »Rotbrigadist« Giovanni Senzani wurde als Italienischlehrer für Agca abkommandiert und die sonstige »Betreuung« übernahm, bis zu seiner Verhaftung, Pater Mario Santini, ein Mafioso. Dies ist gerichtsnotorisch wie die heimlichen Besuche der italienischen Geheimdienstler Bonagura und Petrucelli bei Agca und das Gespräch des italienischen DC-Dauerministers Piccoli mit Camora-Boß Cutolo – zur Vertuschung des Gesprächs wurde später das Besuchertagebuch von Ascoli gefälscht.

Zu den Fakten die Motivation. Es gibt nicht wenige kundige Italiener, die behaupten, daß den stichhaltigsten Grund, den Papst zu beseitigen oder ihm doch nach Mafia-Art »eine Warnung zu geben«, Italiener hätten. Der polnische Papst nämlich hat gegen stringenten Widerstand beharrlich die bisherigen Strukturen der italienischen Innenpolitik, die sich in 40 Jahren zur vollen Zufriedenheit zwischen dem römischkatholischen Episkopat und den einzelnen Strömungen der Staatspartei DC entwickelt hatte, durchlöchert. Er verringerte nicht nur systematisch die italienische Mehrheit im Kardinals-Kollegium auf jetzt unter 25 Prozent; er verwandelte vor allem die vatikanische Verwaltung, die ja nicht nur Briefmarken herausgibt, aus einer fast in DC-Hand befindlichen Bastion in ein Instrument woytilascher Machtpolitik, in der doktrinäre Ost- und Mitteleuropäer und nicht mehr pragmatische Italiener das Sagen haben. Und um seine Politik zu machen, ist Woytila nicht mehr auf das vierzigjährige Prinzip von Geben und Nehmen im Interessen- und Pfründekarussell von Episkopat und DC-Strömungen angewiesen. Mit der Unterstellung von 'Opus Dei' und dessen politischer Massenorganisation 'Movimento Populare' unter seinen persönlichen Befehl macht der Papst nun auch in Italien Politik, vorbei an den seidenen Exzellenzen und halbseidenen Existenzen der italienischen Szene.

Eine solche Entwicklung ist schon ein paar warnende Schüsse nach Mafiosi-Art wert.

Konkret 07/85, S. 28

Uwe Timm

Stroessner

regiert zwischen dem Grunzen der Sehweine und dem Gackern der Hühner auf der einen und dem Kreisehen und Gelächter der Nutten auf der anderen Seite

Im Anflug auf Asuncion sieht man den Rio Paraguay, ein breiter gelbbrauner Strom mit dichbebuschten Inseln, die hier die Grenze zwischen Argentinien und Paraguay bilden, dann, an einer weiten Flußbiegung, liegt die Stadt: die Straßen wie mit dem Lineal gezogen, quadratische Häuserblocks, dazwischen ein paar Kirchen und einige Hochhäuser – das ist die Altstadt. Zum freien Land hin krümmen und verwinkeln sich die Straßen und Wege mit den Neubauten, Einzelhäuser, mit eigentümlich verschachtelten Dächern, auf denen, wie man jetzt deutlich erkennen kann, Wassertanks stehen. Die Maschine landet auf dem Aeropuerto Presidente Stroessner.

Gleich nach der Ankunft, im Flughafengebäude, einem großen Neubau, kann man ihn sehen: überlebensgroß, in Öl, er reicht über zwei Stockwerke und sieht aus wie ein bayrischer Gastwirt, den man in einen Frack gesteckt hat, die Präsidentenschärpe über den mächtigen Bauch, einen großen Orden an der Brust, die blauen Augen leuchten, El Excelentisimo, der Präsident der Republik Paraguay, der General des Heeres, der Oberkommandierende aller Streitkräfte, der oberste Richter seines Landes – Don Alfredo Stroessner. Sein Name und sein Bild werden einen von nun an im Lande begleiten.

Das Taxi, ein klappriger Ford, aus dessen aufgeplatzten Rücksitz rosarotes Schaumgummi quillt, wird am Ausgang des Flughafens vor einem Schlagbaum gestoppt. Ein Soldat notiert sich die Nummer des Taxis und läßt sich meinen Paß zeigen. Ein anderer Posten sitzt im Schatten des Wachthäuschens, den Helm im Genick, die Maschinenpistole über den Knien und kaut Fingernägel. Der Taxifahrer reicht einen Geldschein raus, der Schlagbaum geht hoch, und wir fahren auf einer breiten frisch asphaltierten Straße in Richtung Stadt. Am Straßenrand stehen Tamarisken, Palmen und Eukalyptusbäume, dazwischen Reklameschilder: Coca Cola, Siemens, Ford. Männer in Overalls mähen den Rasen und sammeln Papier auf. Es ist eine, für Südamerika, ganz ungewöhnlich saubere Straße, die dann in einen Villenvorort von Asuncion mündet.

Der Taxifahrer, ein alter Mann, mit einem vom Nikotin gelb eingefärbten grauen Schnurrbart, erzählt mir, daß in dieser Gegend Somoza ermordet worden sei, und als ich nachfrage, macht er einen kleinen Umweg und zeigt mir die Kreuzung, wo Somozas Mercedes von einer Panzerfaust zerrissen wurde. Die Karosserie war weg, aber der Motor lief noch. Industria alemana, sagt der Taxifahrer und grinst, was wohl soviel wie deutsche Wertarbeit heißen soll. Das Attentat soll angeblich von den Attentätern gefilmt worden sein. Die Polizei fand später ein Videostativ.

Das war 1980, und der Tod Somozas muß die Machthaber Paraguays mächtig aufgeschreckt haben. Bis zu dem Zeitpunkt glaubten sie sich ziemlich sicher. Stroessner hatte, als er 1954 durch einen Putsch an die Macht kam, radikal mit der Opposition aufgeräumt. Damals schwammen die Leichen der Gefolterten im Rio Paraguay und immer wieder fielen gefesselte Menschen aus Flugzeugen. Fast eine Million Menschen haben seitdem das Land verlassen, eine hohe Zahl, bedenkt man, daß Paraguay heute nur drei Millionen Einwohner hat. Nach dem Attentat auf Somoza kam es zu größeren Verhaftungswellen, Kontrollen und auch die Zensur wurde abermals verstärkt.

Zwar werden noch immer die Straßen abgesperrt, wenn El Excelentisimo zu seiner Residenz fährt, aber es ist ein ruhiges Land, und es gibt keinen Vergleich zu dem Widerstand der Bevölkerung in Chile gegen das Pinochet-Regime. In Paraguay explodieren keine Bomben, es kommt zu keinen Streiks und zu keinen Demonstrationen, man sieht nicht einmal Anti-Stroessner-Parolen an den Hausmauern. Die hingegen sind mit Plakaten vollgepflastert, auf denen Don Alfredo zu sehen ist, beim Eröffnen einer Schule, im Gespräch mit Studenten oder Landarbeitern, im Kreise von Militärs, Priestern und Kleinkindern. Die Plakate feiern den dreißigsten Jahrestag der Machtergreifung der stroessnerschen »Demokratur«. Tatsächlich läßt Stroessner sich alle fünf Jahre wiederwählen, wobei an dem jeweiligen Wahltag, also für 24 Stunden, der Ausnahmezustand in Asuncion aufgehoben wird.

Der Ausnahmezustand wurde mit den Jahren zum Normalzustand, und das heißt: permanente Zensur, Versammlungs- und Demonstrationsverbot, willkürliche Verhaftungen und beliebig lange Gefängnishaft ohne Anklage. Hin und wieder verschwindet einer, hin und wieder wird jemand gefoltert, das garantiert die Ruhe im Lande, das ist die Ordnung der stroessnerschen Demokratie.

Der Besitzer des Hotels, in dem ich wohne, ein Deutscher, sagt mir dann auch gleich ungefragt: Die Bevölkerung in Paraguay ist zufrieden, Sie können sich selbst überzeugen.

Es ist die Zufriedenheit derer, die nichts anderes kennen, sagt mir später Ricardo, einer jener Journalisten, die bei der Zeitschrift ABC Color gearbeitet und dort eine regimekritische Berichterstattung durchgesetzt haben, bis die Zeitschrift im März 1984 von Stroessner verboten wurde. In welchem Maße sich die Bevölkerung inzwischen mit der Diktatur

abgefunden hat, das macht viele der oppositionellen Intellektuellen mutlos. Für diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Regime gibt es, neben dem wohldosierten Schrecken, der die Ruhe garantiert, auch geschichtliche und ökonomische Gründe. Die letzteren kann man selbst sehen, wenn man durch die Stadt geht. Es gibt so gut wie keine Industrie. Ein paar Fabriken, in denen Sprudel Limonade und Coca Cola hergestellt wird, ein paar Ölmühlen und Konservendosenfabriken, das ist alles. Dafür gibt es allenthalben Banken, kleine und große. Die Hochhäuser in der Stadt sind, bis auf ein Hotel, bombastische Bauten der Großbanken, die amerikanischen dominieren neben den paraguayanischen. Das Land lebt vom Handel, genauer vom Schmuggel. In der Innenstadt reiht sich ein Laden neben dem anderen, meist kleine Klitschen, in denen man Schnaps, Zigaretten, Uhren und Photoapparate billig kaufen kann: eine rege Untergrundwirtschaft, die aber das Tageslicht nicht zu scheuen braucht, und die nach offiziellen Schätzungen mehr als die Hälfte von Im- und Export des Landes ausmacht. Nach Asuncion kommen die Argentinier und Brasilianer, um billig einzukaufen, vom Pierre-Cardin-Fummel bis zum Agfa-Film. Whisky und Zigaretten werden in großem Umfang auch in die angrenzenden Länder geschmuggelt (Wer sich darüber genauer informieren will, kann das in dem Roman »Die Reisen meiner Tante« von Graham Greene nachlesen).

Am Schmuggel verdienen Zoll, Polizei und Militär kräftig mit. Das Gehalt der Beamten, der Sold der Soldaten ist so niedrig, daß Bestechungsgelder ein ganz selbstverständlicher Zuverdienst sind, und zwar vom Gemeinen bis zum General, selbstverständlich mit der dem Rang entsprechenden Progression. Schon bei der Ankunft kann man, mit einer Zehn-Dollar-Note, unkontrolliert durch den Zoll kommen. Will man einen Container ins Land holen, kostet es entsprechend mehr. Es gibt Agenturen, bei denen man sich über die aktuellen Preise der Dienststellen und Beamten erkundigen kann, selbstverständlich abermals gegen ein sattes Honorar. Während die Bürokraten und die Militärs nur die Hand aufhalten, um die Augen zuzumachen, müssen sich die kleine Gauner die Hacken ablaufen. Das sind die Leute, die einem in der Stadt, aber auch in der Provinz auf Schritt und Tritt irgendwelche japanische Uhren und in Südkorea imitierte Dupont-Feuerzeuge andrehen wollen. Die großen Schieber sitzen indessen in den Villen und Schlössern von Asuncion.

Am dritten Tag meines Aufenthalts fuhr mich A. (ich will diesen aufrechten Mann nicht nennen, aber mich an dieser Stelle bei ihm bedanken), ein Deutscher, der mit einem offiziellen Auftrag im Lande ist, durch die Stadt und zeigte mir den Wohnsitz des Militärkommandanten von Asuncion, des Generals Andrés Rodriguez. Es ist ein veritables Schloß, im Stil des Buckingham-Palastes. Der General, der einen ausgewiesenen Monatssold von 5 50 Dollar bekommt, soll sich diesen Prachtbau, wie sich das Volk erzählt, dadurch erspart haben, daß er sich das Rauchen abgewöhnte. Tatsächlich aber machte General Rodriguez seine Millionen in dem Heroin-Handel, der von Bolivien über Paraguay in alle Welt geht. Darüberhinaus ist General Rodriguez mit dem Diktator familiär verbunden, seine Tochter ist mit Stroessners Sohn verheiratet. Ein Whisky-Schmuggler hat sich Häuser sind hier ein Prestige-Symbol – einen Palast in postmoderner Architektur bauen lassen, ein anderer hat sich – was etwas über den Geschmack der paraguayischen Bourgeoisie verrät – exakt das Landhaus aus dem Film »Vom Winde verweht« nachbauen lassen. Ich habe im Ausland selten so viele Mercedessterne und blauweiße BMW-Wapperl gesehen wie hier. Die Reichen protzen mit ihrem Reichtum, allerdings verkriecht sich auch nicht die Armut.

Auf den Einkaufsstraßen der Innenstadt, sieht man die verkrüppelten und kranken Menschen auf dem Pflaster sitzen und betteln. Wer aus dieser Schmier-Gesellschaft herausfällt, landet geradewegs in der Gosse. Eine Sozialfürsorge, wenn man von kirchlicher Wohltätigkeit absieht, gibt es nicht. Ich habe in einer psychiatrischen Anstalt gesehen, wie die Menschen nackt auf dem Beton lagen. Ein Mann in Gummistiefeln spritzte mit einem Gartenschlauch Scheiße und Urin vom Boden. In der Nähe des Bahnhofs liegt die Kathedrale. Ein Schwein hebt müde seinen Kopf, als ich durch das Portal in das dämmrige Kirchenschiff trete. Das Tier hat sich vor der Nachmittagshitze auf die kühlen Steinfliesen gerettet. Die Wände sind mit Devotionalien vollgehängt. Ein Christus hebt und senkt inbrünstig, geht man vorbei, die blauirisierenden Augen. Pater peccavi!

An dieser Stelle wurde 1537 Asuncion gegründet. Die Spanier, die hierher kamen, vermischten sich mit den Guarani-Indianern. Eine Tafel vor der Kathedrale erinnert daran. Damals durfte sich jeder Soldat fünfzig Frauen nehmen. Die heutige Bevölkerung stammt zu 95 Prozent aus diesem Konquistadoren-Harem. Sie spricht noch immer Guarani, die Sprache der Ureinwohner, eine klangvolle melodische Sprache.

Ein paar hundert Meter entfernt von der Kathedrale liegt der Präsidentenpalast, den im letzten Jahrhundert, direkt am Flußufer, der Diktator Carlos Antonio Lopez für seinen Sohn erbauen ließ. Unmittelbar neben dem Palast, am Ufer, liegt einer der wenigen Slums von Asuncion. Hütten aus Wellblech und Sperrholz, teilweise auf wackeligen Pfählen, um die Bewohner vor dem alljährlichen Hochwasser zu schützen. Schweine stobern im Schlamm, Hühner von einer regelrecht beängstigenden Größe springen in die Luft und schnappen nach Heuschrecken, räudige Katzen, abgemagerte Hunde, dazwischen spielen Kinder, verbrennen einen Gummireifen, blau und stinkend zieht der Rauch herüber. Vor zwei Jahren wurde die Siedlung mit einem gut zwei Meter hohen Bretterzaun verdeckt, damit das Auge des Herrschers die dreckige Armut nicht sehen muß. Was Stroessner hingegen gut im Blick hat, ist das Hafenviertel auf der anderen Seite seines Palastes. Direkt an der Ecke liegt die Bar »Orion«, vor der, es ist später Nachmittag, ein paar grellgeschminkte Nutten und zwei angesoffene Matrosen stehn. Der Präsident regiert, das könnte aus einem der lateinamerikanischen Diktatorenepen

stammen, zwischen dem Grunzen der Schweine und dem Gackern der Hühner auf der einen und dem Kreischen und Gelächter der Nutten auf der anderen Seite.

Allerdings darf man dem Palast nicht zu nahe kommen, dann plötzlich werden die Soldaten der Präsidentengarde munter, die eben noch schläfrig unter ihrem Helm dastanden, entsichern und legen sogar die MP an. Man hat schleunigst zu verschwinden. Dabei wollte ich mir lediglich die riesige Uhr einmal näher ansehen, die in der Mitte des Rasens vor dem Palast am Boden liegt. Gute zehn Meter im Durchmesser, ein riesiger schmiedeeiserner Ring, aus dem gleichen Material die römischen Ziffern und Zeiger, alles leicht gekippt, aber doch so, daß man die Uhrzeit richtig nur von oben, also vom Himmel ablesen kann. Das erinnert, wenn auch ins Monumentale vergrößert, an bundesdeutsche Vorgartenkunst. Vielleicht hat ja Konsul Weyer dem Don Alfredo dieses Kunstwerk aufgeschwatzt?

Jedenfalls kann Stroessner von seinem Palast aus nicht sehen, wann es fünf vor zwölf ist. Er soll allerdings auch nur noch selten im Palast sein und die Nächte mal bei dieser, mal bei jener Frau verbringen, erzählt man sich, einerseits aus Sicherheitsgründen, andererseits kann man sich den Caudillo, auch wenn er schon ziemlich hinfällig wirkt, nicht anders als einen großen Bock vorstellen.

Sein Wohnsitz, in dem seine Frau wohnt, ist abermals ein Schloß im Villenviertel. Sollte ihn dort ein Putsch überraschen – womit niemand im Lande rechnet – dann könnte er durch eine Gartenpforte in das gegenüberliegende Botschaftsgelände spazieren. Die US-Botschaft residiert dort auf einem Areal, das fast einem Stadtteil gleichkommt: eine kleine nordamerikanische Stadt inmitten von Asuncion. Denn die Botschaft hat 1500 Mitarbeiter. Es handelt sich, man muß nicht lange raten, um eine Zentrale des CIA. Nicht, weil man Paraguay für linksgerichtete Umsturzversuche gefährdet hält, im Gegenteil. Man fühlt sich hier sicher. Man sagte mir, daß hier CIA-Agenten trainiert und auf ihren Einsatz in den anderen südamerikanischen Ländern vorbereitet würden. Paraguay, erklärt mir ein Mann der Opposition, war für die CIA die Koordinationszentrale beim Putsch gegen die Volksfront in Chile.

Die wirtschaftlichen Interessen der USA an diesem Land, das außer Schmuggel und Agrarwirtschaft nicht viel zu bieten hat, sind gering. Entsprechend ist auch die wirtschaftlich technische Hilfe nicht groß, knappe 190.000 Dollar im Jahr 1983 und seit der Reagan-Administration auch wieder Waffenlieferungen zum Vorzugsspreis. Man weiß in Washington, daß dieses Land in guten Händen ist. Der Journalist Ricardo vergleicht Stroessner, den er für einen gewieften Taktiker hält, mit einem Jiu-Jitsu-Kämpfer, der durch langsame geschickte Griffe und durch den Einsatz des eigenen Gewichts, aber auch durch das Gewicht des Gegners, die oppositionellen Kräfte immer wieder zu Fall bringt, ganz anders als die lärmenden spektakulären Karateschläge eines Pinochets.

Stroessner sagt nicht etwa, daß Demokratie etwas Gefährliches sei, im Gegenteil, er führt sie ständig im Mund. Demokratie ist sicherlich das meist gebrauchte Wort in den Veröffentlichungen des Regimes. Alle fünf Jahre wird gewählt, das Parlament und der Präsident. Kommunisten sind verboten. Aber auch die Christ-Demokraten. Zugelassen, aber nicht im Parlament, ist die Febreristen-Partei, die der Sozialistischen Internationale angeschlossen ist. Sie ist, da völlig zerstritten, bis zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft, eher ein politischer Club denn eine Partei, und darum wohl auch vom Regime geduldet.

Die alles beherrschende Partei im Lande sind die Colorados, eine seit 1870 bestehende konservativ-nationale Partei, die Stroessner zu seiner Partei gemacht hat. Es gibt dafür den Begriff des Stronismo (Stroessnerismus ist für eine spanische Zunge unaussprechbar). Was Stronismo meint, kann niemand so recht beantworten. Fest steht nur, daß der Kommunismus bekämpft werden und ansonsten alles beim alten bleiben soll, also die Armen arm und die Reichen reich. In den Februar-Wahlen von 1983 haben die Colorados 944.638 Stimmen der gut drei Millionen Paraguayer bekommen. Von den geduldeten Oppositionsparteien erhielten die Radikalliberalen lediglich 59.194 und die Liberalen gar nur 34.010 Stimmen.

Die Mehrheiten der Colorado-Partei werden durch Zwangsmitgliedschaften gesichert. Jeder Beamte, jeder Lehrer, überhaupt jeder, der irgendwie und irgendwo an die staatlichen Fleischtöpfe will, muß Mitglied der Partei sein. Die Mitgliedsbeiträge werden zumeist gleich von den Gehältern abgebucht.

Und doch fragt man sich, wie solche Mehrheitsverhältnisse – mögen da auch manche satte Abrundungen gang und gäbe sein – zustande kommen. Diese Tatsache läßt sich wohl nur aus der Geschichte erklären: Das Land hat demokratische Verhältnisse nie richtig kennengelernt. Unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung von Spanien, im Jahre 1814, legte der Advocat Dr. Caspar R. de Francia zur ersten Nationalversammlung zwei geladene Pistolen auf den Tisch. Das war seine Antwort auf die Frage der Gewaltenteilung. Es begann eine 26 Jahre dauernde Schreckensherrschaft mit bizarren Begleiterscheinungen. Dieser von der französischen Revolution beeinflußte Mann errichtete eine Erziehungsdiktatur. Er wollte ein starkes, wirtschaftlich unabhängiges Paraguay schaffen, mit einer selbstbewußten Bevölkerung. Er ließ alle Grenzen schließen, damit keine fremden Ideen ins Land kämen. Er schaffte im Heer die Dienstgrade vom Hauptmann aufwärts ab, enteignete die Kirche, die Klöster, die Ausländer und seine Gegner, die immer zahlreicher wurden. Er ließ einsperren, foltern und töten. Er verbot alle höheren Schulen, Zeitungen, die Malerei, die Literatur, überhaupt jede Kritik.

Aus hygienischen Gründen, aber auch um ein besseres Schußfeld gegen Demonstranten zu bekommen, ließ er die verwinkelte Altstadt abreißen und wie ein Schachbrett wieder aufbauen. Er arbeitete Tag und Nacht für das Wohl und Weh der Nation, schlief aber aus Angst vor Attentätern jede Nacht in einem anderen Zimmer seiner riesigen Residenz, in der er allein lebte mit seinem Sekretär, von Soldaten bewacht. Er nannte sich selbst El Supremo, der Allmächtige, erließ ein Gesetz, nach dem alle Paraguayer einen Hut tragen mußten, damit sie den vor ihm ziehen konnten, falls sie ihm begegneten. Aber sie bekamen ihn nie zu Gesicht, da er den Palast nicht verließ und zuletzt nur noch seinen Sekretär Patino sah, der die Befehle des Allmächtigen weitergab, die dann, für die Betroffenen, wie ein Schicksal kamen. Als Dr. Francia 1840 starb, wagte sein Sekretär die Nachricht nicht zu veröffentlichen. Als die Geier dann aber schon durch die Fenster in den Palast eindrangen, wurde bekannt, daß Francia tot war. Der Sekretär wurde ins Gefängnis gesteckt wo er sich, als letztes Opfer von Francia, erhängte. Das ist nicht Literatur, sondern die lateinamerikanische Realität aus der Garcia Marquez und Roa Basots die Stoffe für ihre Diktatoren-Romane gewonnen haben. Sechs Monate nach Francias Tod hatte Paraguay einen neuen Diktator: Excelentisimo Carlos Antonio Lopez. Er schrieb eine Verfassung zusammen, nach der er alle zehn Jahre wieder zum Präsident gewählt werden konnte – und wurde es dreimal. 22 Jahre herrschte er über Paraguay, Er öffnete wieder die Grenzen, ließ Straßen und Schulen bauen und setzte sich für Handel und Wirtschaft ein. Das hatte einen guten Grund, denn im Gegensatz zu Francia, der nichts außer einer silbernen Taschenuhr besaß, gehörte Lopez halb Paraguay. Selbst ein Genußmensch, besetzte er alle höheren Ämter mit Mitgliedern seiner weit versippten Familie, seinen Bruder, der etwas frömmelte, ernannte er kurzerhand zum Bischof, seinen kaum zwanzigjährigen Sohn, Franzisco Solano Lopez, machte er zum Marschall und kürte ihn zu seinem Nachfolger, beschwor ihn aber, als er starb, »die Probleme mit der Feder und nicht mit dem Schwert zu lösen«. Eben das tat Franzisco Lopez nicht, sondern begann einen Krieg – Paraguay hatte damals das größte Heer in Lateinamerika – mit Argentinien, Brasilien und Uruguay, der sogenannten Triple Alianza.

Der Krieg dauerte sechs Jahre. Als der Diktator, Marschall Lopez, 1870 bei Cora mit den Resten seiner Truppe geschlagen worden war und verwundet am Boden liegend gefragt wurde, ob er sich endlich ergeben wolle, soll er geantwortet haben: Ich sterbe mit dem Vaterland. Das war insofern richtig, da von den ursprünglich knapp anderthalb Millionen Paraguayern nur 200.000 Frauen und 28.000 Männer überlebten. Zuletzt waren Frauenbataillone und Kinder mit angeklebten Bärten gegen den Feind geführt worden. Nach dem Krieg sank Paraguay, entvölkert und um 60 Prozent seiner Gebiete beschnitten, zu einem unbedeutenden Land herab. In den Jahren von 1870 bis 1954 gab es 40 Caudillos, darunter auch einige 48-Stunden-Präsidenten. 1932 kam es abermals zu einem Krieg, dem sogenannten Chaco-Krieg, mit Bolivien. Es ging dabei um Ölvorkommen, die man im Chaco vermutete, was sich dann als Irrtum herausstellen sollte, ein Irrtum der 160.000 Menschen das Leben kostete. Stroessner hat in diesem Krieg als Offizier mitgekämpft.

Das Militär spielt in der Geschichte Paraguays eine fatale Rolle, sagt mit G., ein Anwalt, früher leitender Funktionär des kommunistischen Jugendverbands, der 1954 als 18jähriger eingesperrt, gefoltert und später freigelassen wurde. Wir sitzen in einem jener Clubs, in denen man sich in Asuncion trifft, Tennis spielt, angelt und abends das auf der Parilla gegrillte Fleisch ißt. Eine brasilianische Gruppe tanzt und singt, in einem Rhythmus, der bei den Zuhörern kein Bein still stehen läßt. G. meint, die verlustreichen Kriege, insbesondere der Chaco-Krieg, hätten dazu geführt, daß sich die Bevölkerung mit dem Militär überidentifizierte. In der chilenischen oder argentinischen Bevölkerung sei das Militär nie so positiv besetzt gewesen wie in der paraguayischen. Dann versucht er mir zu erklären, wie Stroessner an die Macht gekommen ist, und welche Generäle zuvor durch Putsch und Gegenputsch, Präsidenten waren. Es ist so verwirrend, daß hier nicht der Platz ist, das wiederzugeben. Und die Gewerkschaften? Gibt es Gewerkschaften? Ja, sagt G., die gibt es auch heute noch. 1958 haben die Gewerkschaften einen Generalstreik ausgerufen. Der wurde vom Militär niedergeschlagen. 300 Gewerkschaftsführer wurden verhaftet, gefoltert, etliche verschwanden. Danach aber setzte Stroessner wieder einen seiner Jiu-Jitsu-Griffe ein. Er löste die Gewerkschaft nämlich nicht auf, sondern besetzte die Schlüsselpositionen mit Agenten der Polizei. Zugleich wurden die Gewerkschaften aus dem Etat des Justiz- und Arbeitsministeriums subventioniert. Die Telephonnummer der Gewerkschaftsleitung findet man im Telephonbuch unter der Nummer des Arbeits- und Justizministeriums. Und Don Alfredo wird von der Gewerkschaftsleitung zum ersten Arbeiter der Nation erklärt. Stroessners Arbeit besteht nun nicht allein darin, daß er dafür sorgt, daß alles so bleibt, wie es ist, sondern er stützt eine Umverteilung im Landbesitz. Fast dreiviertel der landwirtschaftlichen Nutzfläche sind in Händen von drei Prozent der Grundbesitzer. Oder um es in einer absoluten Zahl auszudrücken: 1956 gehörten 40 Prozent des Bodens – mit Ausnahme des Chacos – 106 Großgrundbesitzern. Seitdem hat sich das Verhältnis zu Gunsten der Großgrundbesitzer verändert. Die Estancias der besten Bodenqualität sind in Händen der Generäle und Obersten. Neuerdings sind auch verstärkt ausländische Besitzer hinzugekommen. US-Konzerne haben Land aufgekauft, zum Beispiel der Konzern Gulf & Western, der 60.000 Hektar erworben hat. Wir können hier, in der Bundesrepublik, immer wieder Landangebote im Immobilienteil der »FAZ« finden. Vor allem aber haben brasilianische Firmen in den letzten Jahren Land in der Nähe des Itaipu-Staudamms auf- und an brasilianische Siedler weiterverkauft. Was da verkauft wird, ist entweder Land, das dem Staat Paraguay, also dem Volk, gehört oder aber es wird den Campesinos, den kleinen Bauern, weggenommen. Gerade in den letzten Jahren muß die Kritik auch in der Bourgeoisie an dem Stroessner Regime angewachsen sein. Die unterentwickelte, nationale Industrie leidet unter dem Schmuggel. Die ausländischen Produkte sind – zollfrei – stets billiger als die im Lande

produzierten. Auch wurden die wirtschaftlichen Erwartungen, die sich auf den Bau von Itaipu, das größte Wasserkraftwerk Südamerikas, richteten, enttäuscht. Die Milliardenaufträge gingen zumeist an brasilianische Firmen. Und mit der anfallenden Strommenge, die enorm ist, kann Paraguay nichts anfangen, da versäumt wurde, eine energieintensive Industrie aufzubauen. Auch von den Schmiergeldern, die in die Aber-Millionen gehen, blieb wenig im Land, die wanderten – die Generäle sind auf dem Gebiet doch recht ängstlich – auf Schweizer Nummernkonten Die Kritik an diesem hemmungslosen Ausverkauf des Landes reicht bis in die Regierungspartei der Colorados hinein. So produziert das System seine eigenen Widersprüche wie Stolpersteine, die immer größer werden.

Ein Beispiel aus der jüngsten Zeit: 1983 wurde die staatliche Datenbank aufgelöst. Eine Gruppe von 20 Wissenschaftlern hatte die offiziell gesammelten Daten zusammengestellt, die sich plötzlich wie ein gehässiges kommunistisches Machwerk lasen. Es waren lediglich Fakten, von der großen Säuglingssterblichkeit, bis zu der Umverteilung des Landes zum Großgrundbesitz auf Kosten der kleinen und kleinsten Betriebe. Die Wissenschaftler wurden verhaftet, die Datenbank aufgelöst. Man will lieber gar keine Fakten, als die wahren. Zugleich kann man ahnen, was es für die wirtschaftliche Planung bedeutet – mag sie auch noch so rudimentär sein – wenn man nicht einmal mehr Daten sammeln und auswerten kann.

Die stolpern dahin wie ein Blinder am Stock, sagte mir Goosen, einer der Wissenschaftler, die bei der Datenbank gearbeitet hatten und nach deren Auflösung verhaftet und gefoltert wurden. Nach einem wochenlangen Hungerstreik, und vor allem nach einem internationalen Protest, wurde er schließlich neun Monate später freigelassen Goosen, der aus einer nach Paraguay eingewanderten rußlanddeutschen Familie kommt, erzählt von seinen Erfahrungen an der Datenbank und im Gefängnis in fließendem Deutsch, aber so, als rede er über eine andere Person, sachlich und fast emotionslos. Manchmal lacht er, als müsse er das Grauen für den Zuhörer etwas abmildern.

Goosen wurde geschlagen und dann, als er keine Namen nennen wollte, von anderen Oppositionellen, die Namen und Gesichter, die man ihm zeigte, auch nicht kannte, in die Pileta geführt, einen Raum mit einer Badewanne. Die Badewanne ist mit Exkrementen gefüllt. Er wird gefesselt und in die Badewanne gesetzt. Man fragt ihn. Und nach jedem Nein wird er in die Scheiße getaucht, bis er ohnmächtig wird.

Es gibt Schlimmeres. Viele sind zu Tode gefoltert worden. 1978 zum Beispiel der Generalsekretär der paraguayischen Kommunisten. Vordringlich ist, sagt Goosen, sich um die Campesinos zu kümmern, die seit vier Jahren im Gefängnis sitzen, erst ohne Anklageschrift, dann mit einem Scheinprozeß, der unterbrochen wurde. Diese Häftlinge machen gerade einen Hungerstreik.

Die Vorgeschichte: 1972 ließen sich mit Genehmigung der staatlichen IBR (Land-Wohlfahrts-Institut) einige hundert Landarbeiter in der Provinz Caaguazu nieder und rodeten und bebauten ein 2000 Hektar großes Gebiet. Wenige Jahre später, mit dem Baubeginn des Itaipu-Staudamms, wird auf diesem Gelände Sand entdeckt, der für eine Betonfabrik wichtig ist. Der Wert des Landes steigt sofort, und zwar ganz erheblich. Eine Generalswitwe taucht auf, die ihre Ansprüche auf das von den Siedlern bewohnte Gebiet geltend macht. Sie vertritt zugleich die Interessen einiger anderer Armeeoffiziere, die ebenfalls Landtitel vorweisen. Die Zusage der staatlichen IBR an die Siedler, daß das früher staatliche Land in den Besitz der Siedler übergegangen ist, geht »verloren«! Später verschwindet die ganze Akte. Die IBR war also nie mit dem Fall befaßt. Polizei und Militär werden gegen die Siedler eingesetzt, die sich aber nicht vertreiben lassen; es sind schließlich nicht ein paar Familien, sondern mehrere hundert Menschen. Die Polizei geht mit allen Mitteln gegen die Campesinos vor: Das Getreide wird verbrannt, die Neusaat zerstört, Häuser werden angezündet. Aber die Siedler bleiben. Schließlich wird die Brücke zerstört, die diese Siedlung mit der Provinzstraße verbindet. Die Menschen hungern, es fehlt an medizinischer Versorgung. Als einige Kleinkinder sterben, bricht die Revolte aus. Die Siedler bewaffnen sich mit alten Gewehren und Macheten und ziehen zur Sandgrube und nehmen den Vorarbeiter gefangen. Sie marschieren zur Provinzstraße, die nach Asuncion führt. Dort lassen sie den Vorarbeiter laufen und kapern einen Touristenbus. Mit dem Bus wollen sie nach Asuncion fahren, um dort für ihre Sache zu demonstrieren. Sie glauben, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit, um Übergriffe von untergeordneten Dienststellen handelt. Wenn das Don Alfredo wüßte. Der Bus wird auf dem Weg von einer Militärkontrolle gestoppt. Es kommt zu einem Handgemenge, einem Schußwechsel, wobei aber keiner der Fahrgäste verletzt wird. Die Campesinos fliehen in den nahegelegenen Wald. Die Streitkräfte rufen den Alarmzustand aus. 1000 Mann Eliteeinheiten werden mit Hubschraubern in das Gebiet geflogen, eine Ausgangsperre für alle umliegenden Dörfer erlassen. Am 10. März 1980 werden die Campesinos von den Truppen in der Nähe des Dorfes Guyrua-gua umzingelt. Neunzehn Bauern ergeben sich und werden sofort erschossen. Einigen der Siedler gelingt es zu fliehen, darunter Victoriano Centurion, ein Mitbegründer der »ligas agraria«, eine Selbsthilfeorganisation der Campesinos. Er und die anderen entflohenen Siedler werden im ganzen Land gesucht. Die Polizei verhaftet 300 Bauern, die im Verdacht stehen, mit den Siedlern zu sympathisieren. Sie werden gefoltert, einige umgebracht. Die Siedlung in Acaray wird aufgelöst. Einige der Campesinos sitzen bis heute im Gefängnis, ohne daß es zu einem Prozeßende gekommen wäre.

Goosen sagt, in den neun Monaten Gefängnis war es für das Überleben wichtig, zu wissen, daß er draußen nicht vergessen war, daß man um sein Recht kämpfte, das heißt um seine Freiheit. Diese Unterstützung ist es, die je breiter und

internationaler sie wird, den Opfern der Stroessner-Diktatur eine Chance gibt. Insofern ist auch der Staatsbesuch des Präsidenten, El Excelentisimo General Stroessner, eine Chance – woran die bundesdeutschen Gastgeber natürlich nicht gedacht haben – er selbst, als Repräsentant der Gewalt, erinnert zugleich auch an seine Opfer. Über sie muß man reden. Und irgendwann einmal, später, auch über die Schönheit des Landes und jene Balladen, die auf Guarani von seiner traurigen Geschichte singen, über die Mennoniten, die den paraguayischen Urwald roden und über jene Chaco-Indianer, mit denen man sich tatsächlich auf Plattdeutsch unterhalten kann.

Konkret 07/85, S. 38

Horst Tomayer

Helfer, in eins nun die Hände

Uwe Bremer und Günter Grass, zwei alte sozialdemokratische Haudegen, luden am Vorabend des Tags der Deutschen Einheit zum »Gümser« Gipfel mit Altkanzler Willy Brand und dem Albrecht-Herausforderer Gerhard Schröder. Der Geist des SPD-Wahlkontors der sechziger Jahre wehte durchs Festzelt und ergriff die tausend Köpfe zählende Helfergemeinde. Vom Gipfel berichtet Horst Tomayer

Oskar (»frech«) Lafontaine: Der Stahl an der Saar kocht wieder heiß wie das Blut des Proletariats. Johannes (»die Apokalypse Worms«) Rau sackt Nordrhein-Westfalen ein. Und in Hannover geht's Ernst (»Keks«) Albrecht ans Chemisett: Gerhard Schröder (stark wie Yogi-Bär und schön wie Eric Burdon) gibt dem Feierabendfilosofen des postbuddhistischen Nihil volle Pulle Contra, schwarz (sic!) angesagt. Albrecht, der ideelle Schützenkönig Niedersachsens, wähnt sich sicher wie Isaak in Abrahams Schlauch, wie Trenker in den Bergen, wie die Hummeln im Arsche, wie der Aal im Schlamm. Verblendeter! Sieht nicht, was sich gegen ihn erhebt und ihn vernichten wird. Ha! Kommende Generationen werden sich merken müssen, wer oder was den »Keks« zerkrümelte, von wo aus der Gorlebendige zu politischem Tode kam: den Gümse-Gipfel!

Unerschrocken, auf dem Bockshorn, hallo, hallo! sorgfältig taube Leute, den ideologischen Pranger nicht fürchtend noch den ökonomischen Ruin, der Polizei trotzend und zum Gefängnis sagend: na, und? Uwe Bremer, Uwe, Uwe! und Günter Grass, Spitze, Günter! luden kulturell hoch in die Niederungen an Elbe und Jeetzel, ja, luden ins Wendland, das dem Atom trotzende, baten in den »Zonensack«, wo der Grosse Brachvogel seine Kreise zieht über den Petersiliefeldern und der Bussard lautlos den Feldrammler schlägt, wo der Spargel ans Licht drängt und der Grünkohl kraust, luden nach Gümse am Gümser See, der den Barsch birgt und den Hecht versteckt, liefen herbei zur gewaltigen Manifestation des unerbittlich sein Recht fordernden Fortschritts-, bis zur Wende der Wende:

»Wir zäumen das Roß neu auf!«

So stand es vielhundertfach auf von Hand geschöpftem Bütten in keinen Vergleich scheuen müssenden Einladungs-Anglaise. Und es eilten zu Hilfe zu kommen dem Genossen Schröder und seiner alle christdemokratischen Ministerpräsidentengattinnen an Klassenstandpunkt, Friedfertigkeit, Schönheit, Anmut und Freundlichkeit übertreffenden Gattin: Maler und Zeichner, Filmer und Aktörs, Schreiber und Sänger, von den Besten die Besten und von den Reinsten die Reinsten und von den Tapfersten die Tapfersten.

Ein Schauer mit sich führendes Tief zog über die fruchttreibende Landschaft, doch das tausend Köpfe fassende Jahrmarktszelt bot der Confessio progressionis Schutz. Und Bier vom Faß, Vino, Vitamine, Suppe heiß und Platten kalt, sodaß es ein herrliches Aushalten war gegen alle Unbill im Wahrnehmungsbereich zwischen Rentenverfall und Urankrieg. Herrjeh, wassn Programm: Lew Kopelew, der Bilderbuchrusse, hielt, obwohl strenggläubiger Marxist-Leninist, eine wunderschöne Lobrede auf die deutsche Sozialdemokratie; Günter Grass, wieder mal da mit seiner schon so manche Bibliothekarin in good vibrations versetzt habenden Halbglasbrille, meinte in seinem jedwede überflüssige intellektuelle Verstiegenheiten meidenden Beitrag, daß es einfach richtig sei, den Genossen Schröder zu wählen, und Horst (»Champagner-Hotte«) Janssen, schlug, bei Tageslicht betrachtet, in die gleiche, bezugsweise selbe Kerbe. Wie konnte sich da Willy (»Kanzler«) Brandt da meinungsmäßig absentieren, nachdem er am Spätnachmittag von noch höherer Politik in das genossenschaftliche Gelage eingeschwebt war, kurz und gut, auch Willy hielt nicht hinterm Godesberg und sagte zum Genossen Schröder astrein »ja«.

Katja Ebstein, die kupferhaarige Grande Dame der leichten Muse, ein wie Leichtes wäre es ihr, nichtwahr, für die große Penunze, für Hochmut und Niedertracht und gegen beispielsweise die betagte Sozialhilfeempfängerin ihre herrliche Stimme zu erheben. Doch nein. Sie hält der Volkspartei der Lohnabhängigen die Stange und sitzt, fast wie ein Mensch wie du und ich, mitten im Rund.

Aber auch einer wie der haupthaarlose Peter Koch (»stern-Taler«), den Kujau, dieser fiese Falott, mit den blöden Hitlertagebüchern reingelegt, der hat sich, man spürt's wie Zugluft, gefangen, und gibt zu erkennen, wenn die deutsche Sozialdemokratie Hilfe braucht, ich bin da. Toll! Was hätten sie nicht alles auf den Weg zu bringen, ein Schallplättlein, ein Verslein, eine nouvelle Novelle, einen geharnischten Artikel, ein Interview mit Radio Beromünster, einen Essay zur Frage der Sprachlosigkeit in der Malerei, ein Drehbüchlein für ein lukrativ Fernsehspielchen – aber nein, heut hat Karriere Ruh, heut hat Solidarität Ausgang! Heut will ein Beitrag geleistet werden zur Veränderung der Befindlichkeit der Republik!

Sicher, auf den ersten Blick hat es den Anschein, daß bloß gefressen, gesoffen, angebändelt und intellektuell randaliert wird. Doch das ist eben nur Schein. Wesentlich ist, daß sich Künstler statt sich *nebeneinander zu suchen, zusammen finden,* um bei Essen, Trinken, Kontaktvertiefung und schmalem Talg der Reaktion eine möglichst klare Absage, wenns irgend geht, zu erteilen.

Gesichtet wurden: Günter Gaus, Kleinfamilie Duve/Weber, Marie-Luise Scherer, Nico Neumann und Gattin, Heiko Gebhardt, Reinhard Lettau, Joachim Friedrichs, Burkhard Driest, Desirée Nosbusch, Manfred Eichel, Manfred Bissinger, Arno Waldschmidt, Josi Vennekamp, Karin Rocholl, Dr. W. Bittorf, Gert Hoffmeister, HP Krüger (III), Ali Schindehütte, Zitherspieler Helion, Stefan Aust, Peggy Parnaß, Meckseper, Barbara Dickmann, Fred Riedl, Hamburger Musikatzen, Familie Dr. Hans Halter, Klaus Körner, Dr. Dorothee Gremliza, H.P. Piwitt, Ingrid Kolb, Hannelore Kaub und Agronomen aus Gümse.

Konkret 07/85, S. 40

Werner Rügemer

SDI ganz hoch hinaus und keinen Boden untern Füßen

In der BRD nahezu unbemerkt, wird in den USA intensiv über ökonomische und technologische Strukturmängel der Wirtschaft diskutiert. Reagans Star-Wars-Programm hat es endgültig deutlich gemacht: die US-Wirtschaft schafft es nicht mehr allein. Sie braucht die Kooperation, um den Anforderungen zu genügen

Die von der US-Regierung in Gang gebrachte »Strategische Verteidigungs-Initiative«, abgekürzt SDI, ist mit ihren gegenwärtig geplanten 26 Milliarden Dollar allein für die Forschung nicht nur das teuerste Forschungsprojekt der Menschheitsgeschichte; ihm würde, sollte es realisiert werden, mit einem gegenwärtig geschätzten Volumen von 500 Milliarden bis 1,25 Billionen Dollar auch die riesigste Produktionsinvestition in der zivilen und Rüstungsgeschichte folgen.

Über die militärstrategischen Absichten von SDI und über Probleme europäischer Firmen bei einer Beteiligung ist in der Öffentlichkeit umfangreich diskutiert worden. Dabei ist ein Aspekt kaum berührt worden, der in der Diskussion in den USA selbst eine große Rolle spielt: ökonomischer und technologischer Zustand der US-Industrie und ihr Verhältnis zu den Plänen von Regierung und Pentagon.

*

Seit über einem Jahrzehnt wird in den USA intensiv über ökonomische und technologische Strukturmängel der Wirtschaft diskutiert. Eine der bekanntesten Veröffentlichungen hat den Titel: »Die De-Industrialisierung Amerikas« . In zahlreichen Berichten von Kongreßausschüssen, Unternehmensvereinigungen und Gewerkschaften wurde festgestellt: die US-Wirtschaft ist im Verfall begriffen, nötig ist eine »Re-Industrialisierung Amerikas«.

Die letzte solcher Analysen wurde mit dem sogenannten »Young-Bericht« vorgelegt. Präsident Reagan hatte 1983 eine Kommission einberufen, die die *»industrielle Wettbewerbsfähigkeit«* der US-Wirtschaft untersuchen und Vorschläge zur Verbesserung vorlegen sollte. Vorsitzender wurde John A. Young, Präsident von Hewlett-Packard, einem der älteren und mit 72.000 Beschäftigten auch einem der großen Unternehmen der »neuen Technologien« mit Hauptsitz in Silicon Valley. Stellvertretender Vorsitzender wurde Robert Anderson, Vorstandssprecher der Rockwell International Company in Pittsburgh, dessen Konzern bereits wichtige Forschungsaufträge des SDI-Projekts übernommen hat. Die größte Gruppe unter den anderen 27 Mitgliedern der Kommission machen die Vertreter der Elektronikkonzerne aus, wie Intel, Westinghouse Electric, American Telephone and Telegraph Bell Laboratories und Texas Instruments. Neben Vertretern anderer Industrieunternehmen, von Banken und Forschungseinrichtungen waren in der Kommission – ungewöhnlich für das bisherige Vorgehen der Reagan-Regierung – auch Vertreter der Gewerkschaften.

*

Der Bericht trägt den Titel »Globaler Wettbewerb – Die neue Realität«. Die allgemeine Diagnose lautet: »Amerikaner waren die ersten und einzigen Menschen auf dem Mond. Es war die klare und sichtbare Herausforderung durch Sputnik, die uns zum Handeln antrieb. Die weniger sichtbare Herausforderung heute besteht in folgendem: Unsere Fähigkeit zum Wettbewerb auf dem Weltmarkt schwindet. Der Produktivitätszuwachs in den USA liegt weit hinter dem unserer ausländischen Konkurrenten. Der Reallohn unserer Beschäftigten steigt nicht mehr. Die Führung der USA im Welthandel ist im Niedergang begriffen. Die geringe Gewinnspanne – noch vor jeder Versteuerung – in der verarbeitenden Industrie entmutigt Investitionen in diesem zentralen Bereich unserer Wirtschaft. Sogar unsere Spitzenstellung im Bereich der high technology schwindet.«

Als Indikatoren für den, wie es heißt, »seit zwei Jahrzehnten andauernden Verfall« werden genannt:

Der Produktivitätszuwachs: »Seit 1960 war unser Produktivitätszuwachs kläglich. Während er in den USA im Zeitraum 1960 bis 1983 im Jahresdurchschnitt 1,2 Prozent betrug, betrug er in Japan 5,9 Prozent, Südkorea 5,3 Prozent, Frankreich 3,7 Prozent, Bundesrepublik Deutschland 3,4 Prozent, England 2,3 Prozent. Die niedrige Rate des Produktivitätszuwachses in den letzten beiden Jahrzehnten bedeutet, daß unsere zukünftige Wettbewerbsfähigkeit in Frage gestellt ist.«

Der Lebensstandard: Im Ausland ist zwar immer wieder bewundernd zur Kenntnis genommen worden, daß in den USA in den letzten beiden Jahrzehnten 33 Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen wurden, doch diese Entwicklung wurde erkauft durch niedrige Löhne und sinkenden Lebensstandard. Im Bericht heißt es: »Das Realeinkommen der Beschäftigten (Löhne und sonstige Leistungen eingeschlossen) in den USA stagniert seit 1973. Seit 1979 sinkt es.«

Zuviel Dienstleistungs-, zu wenig verarbeitende Industrie: Ein großer Teil der neuen Arbeitsplätze wurde im Dienstleistungsbereich geschaffen. Der Young-Bericht tritt ausdrücklich der Vision entgegen, die US-Gesellschaft sei eben auf dem Wege in die zukunftsweisende »Dienstleistungsgesellschaft«. Dies wird vielmehr als »Rationalisierung eines schlechten Zustandes« bezeichnet. Die rückläufige Kapitalinvestition in der verarbeitenden Industrie während der letzten zwanzig Jahre wird als strukturell bedrohlich für die Zukunft der amerikanischen Wirtschaft verstanden. Die

Dienstleistungen können nur zu einem kleinen Teil exportiert werden. Sie sind nicht produktiv. Vor allem aber braucht eine lebensfähige Ökonomie und Technologie eine breite industrielle Basis. »Unsere Wettbewerbsfähigkeit«, so heißt es, »ist auf zu wenige Bereiche beschränkt. Wir sollten nicht gleichgültig sein gegenüber der ökonomischen und strategischen Bedeutung einer breitgefächerten industriellen Basis.«

Das Handelsdefizit: Der gegenwärtig hohe Dollarkurs verteuert die amerikanischen Produkte auf dem Weltmarkt. Doch die Entwicklung hin zum Rekord-Handelsbilanz-Defizit im Jahre 1984 begann, wie im Bericht festgestellt wird, sehr viel früher: »Fast während des gesamten zwanzigsten Jahrhunderts hatte unsere Nation eine positive Handelsbilanz. Doch seit 1971 hat sich das geändert, und zwar zu einer Zeit, als der Dollar schwach war.«

Der Verlust von Märkten der neuen Technologien: Die »neuen Technologien« sind in vieler Hinsicht so etwas wie die »letzte Hoffnung« der amerikanischen Wirtschaft und Gesellschaft, nicht zuletzt auch des Militärs. Umso schmerzlicher ist natürlich die folgende Aussage des Young-Berichts: »Sogar in den Bereichen der high technology – oft als 'Sonnenaufgangsindustrien' bezeichnet – haben die USA in sieben von zehn Sektoren den führenden Weltmarktanteil verloren. 1984 brachte auch der Elektronikindustrie eine negative Handelsbilanz. Und unsere bilaterale Elektronik-Handelsbilanz mit Japan wird wahrscheinlich unser Defizit bei den Autos noch übertreffen.«

Der Young-Bericht faßt Erkenntnisse und Daten zusammen, die in zahlreichen anderen Analysen seit einem Jahrzehnt ebenfalls eine Rolle spielen. Aus diesen Analysen können noch weitere Indikatoren für die Strukturprobleme genannt werden: die vergleichsweise geringe Kapazitätsauslastung, das durchschnittliche Alter der Produktionsanlagen, die zahlreichen unbesetzten Lehrstühle in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, die schnelle Entwicklung der USA zum größten Schuldnerland der Erde.

Deutlich ist so in jedem Falle, daß die Wirtschaft der USA vor langfristigen und tiefgehenden Strukturproblemen steht, deren Lösung sich nicht abzeichnet.

*

Besonders brisant ist der Bereich der »neuen Technologien«, da sie sowohl für die Umstrukturierung der Wirtschaft wie auch für die Aufrüstung und für SDI eine besondere Rolle spielen. Die Mikroelektronik der USA ist im Gesamtbild der Ökonomie, Industrie und Technik dieses Landes eine isolierte Erscheinung, sozusagen ein Wasserkopf auf tönernen Füßen:

l. Der Abstand zwischen »neuer« und »alter« Technologie ist so groß wie in keinem vergleichbaren Land.

2. Die Zahl der Arbeitsplätze in den neuen Technologien ist vergleichsweise gering, macht gegenwärtig, weit gefaßt, etwa 2,5 Prozent aller Arbeitsplätze aus und würde bis 1995 nach allen optimistischen Prognosen höchstens bis auf 3,5 Prozent ansteigen.

3. Die neuen Technologien sind in wenigen kleinen Regionen stark konzentriert – Silicon Valley, Boston, Dallas, Oregon, Nordcarolina.

4. Der Durchdringung der industriellen Fertigung mit neuen Verfahrenstechnologien, also der Anwendung der neuen Technologien in der Industrie, sind Grenzen gesetzt, weil die industrielle Basis zu schmal ist.

Eine augenfällige Erscheinung in dieser Hinsicht sind die sieben neuen Autofabriken, die gegenwärtig in den USA gebaut werden beziehungsweise gerade ihre Produktion aufnehmen: sie alle werden von amerikanischen und japanischen Autokonzernen gemeinsam errichtet: General Motors zusammen mit Toyota, Chrysler mit Mitsubishi, Ford mit Toyo-Kogyo und so weiter. Die Kapitalanteile sind jeweils 50 zu 50 aufgeteilt, aber die Produktionstechnologie stammt im wesentlichen von den japanischen Firmen. Besonders sinnfällig ist die gemeinsame Fabrik von General Motors und Toyota: sie liegt in Fremont/Kalifornien, mitten in Silicon Valley, also mitten im Kernland der high technology, aber die Produktionsanlagen kommen aus Japan.

Die USA sind nur noch in drei Bereichen der neuen Technologien führend: bei Supercomputern, bei Software und bei Mikroprozessoren. Doch dies ist möglicherweise nicht mehr von langer Dauer: die in Japan in Angriff genommene »fünfte Computer-Generation«; der sogenannte »ballistische Chip«, in dem die Elektronen noch schneller vorankommen als im herkömmlichen Silizium-Chip und der in Frankreich entwickelt wurde, kann den Vorsprung der US-Technologie schnell schrumpfen lassen.

*

Auch die militärischen Pläne einschließlich SDI sind von dieser Situation betroffen: Ein wichtiges Vorhaben für die qualitative militärische Überlegenheit der USA ist seit einigen Jahren der sogenannte »Stealth«-Bomber. Er soll durch die besondere Beschaffenheit seiner Außenflächen für Radar nicht mehr erfaßbar sein. Die bisherigen Prototypen des Stealth-Bombers werden mit Legierungen und Außenanstrichen hergestellt, die die US-Industrie nicht liefern kann. Sie kommen von Mitsubishi.

Bei den geplanten Weltraumstationen tauchen für die US-Industrie bereits kaum lösbare Probleme auf. Es werden eine große Zahl der verschiedensten Materialien gebraucht, die unter Extrembedingungen funktionsfähig bleiben beziehungsweise die umschlossenen mikroelektronischen Apparaturen funktionsfähig halten sollen.

Superlegierungen, Hochleistungspolymere, magnetische Materialien, synthetische Edelsteine, Kohlenstoff-Fasern und verschiedenste Edelstähle sind hier in der Diskussion. Und gerade die breitgefächerte Werkstoff-Grundlagen-Forschung hat in den USA in den letzten Jahrzehnten stagniert. Peter Odrich kommt deshalb in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 13.3.1985 (»Der Kampf um neue Werkstoffe«) zu folgendem Ergebnis: »Wenn die Regierung in Washington viel daran setzt, andere Länder zur Mitarbeit dauerhaft bemannter Weltraumstationen zu gewinnen, so geht es dabei längst nicht nur um Kostenbeteiligungen. **Die Amerikaner wollen sich auf diesem Wege fremdes Werkstoff-Wissen erschließen.** In der amerikanischen Industrie wird das freimütig eingeräumt. Soweit es dabei um europäisches Know-how geht, werden als Herkunftsländer immer wieder die Bundesrepublik, Großbritannien und Frankreich genannt . «

Ähnliches gilt für die Bereiche Sensoren, Optoelektronik, Laser-Richttechnik und Roboter. Die japanische und die europäische Industrie haben hier eine breitere und differenziertere Forschung und Massenproduktion und einen teilweise höheren technologischen Standard.

*

Doch auch in einem mittelbaren, wohl noch wichtigeren Sinne sind die militärischen Pläne von Pentagon und US-Regierung von dieser Situation betroffen. Im Young-Bericht heißt es dazu: »Neue Technologien und eine starke industrielle Basis sind von elementarer Bedeutung für unsere nationale Sicherheit.«

Seit Jahren hat sich die Einsicht entwickelt, daß die technologische Hoch- und Umrüstung eine sehr viel größere industrielle Basis benötigen würde**, erstens** um durch erhöhte Produktivität und durch höhere Einnahmen auf dem Weltmarkt die neuen Programme überhaupt bezahlen zu können, **zweitens** um die geplanten langfristigen Kriegshandlungen, die sowohl »konventionell« wie nuklear geführt werden können sollen, materiell überhaupt durchstehen zu können.

Das »Programm für Produktionstechnologie« des Pentagon soll dafür sorgen, daß »Investitionen privaten Kapitals zur Modernisierung veralteter Anlagen und Ausrüstungen stimuliert werden, die die Produktivität und industrielle Reaktionsfähigkeit erhöhen und dadurch die Beschaffungskosten für Waffensysteme vermindern.«

Im Jahresbericht 1985 des Pentagon an den Kongreß wird darüber hinaus mit Blick auf die zivile Industrie festgestellt: »Zusätzlich zu unserer Abhängigkeit von ausländischen Quellen bei vielen Rohstoffen haben wir eine wesentliche Minderung unserer inländischen Kapazität für die Verarbeitung und Produktion von industriellen Gütern hinnehmen müssen. Wir benötigen deshalb Methoden für eine Wiederherstellung unserer industriellen Kapazität in Bereichen, in denen die Abhängigkeit vom Ausland schädlich für unsere nationale Sicherheit sein kann.«

Die USA bereiten also eine Kriegsführungskapazität vor, die ihre eigenen ökonomischen und technologischen Kapazitäten übersteigt. Zwar ist das ökonomische und technologische Potential der USA, in absoluten Zahlen gemessen, heute immer noch größer als etwa das der Bundesrepublik, Japans und Frankreichs zusammengenommen. Doch es gehe, so der Young-Bericht, um die Dynamik der Entwicklung, um die Zukunft, um die Vorherrschaft im 21. Jahrhundert.

*

Auch die Gründe für die Strukturmängel der US-Wirtschaft faßt der Young-Bericht zusammen:

Der wichtigste Grund für die ständige und strukturelle Verlangsamung des technologischen Fortschritts liege in der Dominanz der militärischen Zwecksetzung. Im Bericht heißt es: »Etwa die Hälfte der gesamten Forschung und Entwicklung in den USA wird von der Bundesregierung finanziert, die den Großteil des Geldes, nämlich zwei Drittel, für Verteidigungs- und Raumfahrtprogramme ausgibt. Und in diesen beiden Bereichen ist das kommerzielle spin-off kein wesentliches Ziel. Bei Ausgaben für zivile Forschung und Entwicklung liegen andere Länder wie Japan und die Bundesrepublik Deutschland vor den USA.«

Weiterhin wird festgestellt: in den USA wird seit den 60er Jahren zu wenig Grundlagenforschung betrieben; 50 Prozent der Lehrstühle für die Ausbildung von Elektroingenieuren sind unbesetzt; die Effektivität der Forschung, insbesondere der nationalen Großforschungsinstitute, sei wegen Geheimhaltungs- und anderer militärischer Vorschriften zu gering. Als Gegenmittel werden ein umfangreiches ziviles Forschungsprogramm und die Einrichtung eines Wissenschafts- und Technologie-Ministeriums vorgeschlagen.

Ein zweiter Grund liege in der jahrzehntelangen Orientierung der US-Wirtschaft auf Produkttechnologie, also die Verbesserung des Endprodukts, während die Verfahrenstechnologie, also die Verbesserung des Herstellungsprozesses, nur eine untergeordnete Rolle spielte. Die Ursachen für diese Orientierung liegen in den Schwerpunkten des Managements der Unternehmen auf Marketing und Finanzierung, also auf dem Verkauf.

Der dritte Grund liege im Kapitalmangel. Dies mag angesichts der riesigen Kapitalmengen in den USA als ein Paradox erscheinen. Doch langfristige Kapitalanlage in industriellen Bereichen, insbesondere für neue Produktionsstätten, sind wenig profitabel. Im Bericht wird der Hauptfaktor klar beim Namen genannt: es sei das militärisch induzierte Haushaltsdefizit von gegenwärtig 200 Milliarden Dollar. Die dafür vom Staat gezahlten Zinsen seien profitabel, die Anlage im industriellen Bereich, der ja technologisch umgerüstet werden müßte, nicht. Wegen der extrem hohen Kosten gelinge daher die technologische Umrüstung nur der kleinen Gruppe derjenigen Konzerne wie den Großen der Auto-, Stahl- und Ölbranche, während der kleine, mittlere und Neuinvestor auf der Strecke bzw. auf der Ebene niedriger Produktivität bleibt.

Der vierte Grund liege in der geringen Exportfähigkeit. Im Young-Bericht wird festgestellt: »Weil die US-Handelsgesetze den Exporteuren so viele Hürden aufrichten und so wenig Hilfe bieten, können nur wenige amerikanische Firmen exportieren. Die 250 größten Exporteure der Nation wickeln 85 Prozent unserer Exporte ab. Es wird geschätzt, daß 11.000 weitere Firmen exportfähige Güter haben, aber sie exportieren nicht.« Zur Rolle der militärischen Gesichtspunkte heißt es: »Die USA gehen bei den Exportkontrollen oft über die Kriterien der Verbündeten hinaus. Außerdem verlangen wir überall Exportlizenzen. Allein die Kontrollen im Namen der nationalen Sicherheit kosten uns jährlich 7,6 Milliarden Dollar durch entgangene Verkäufe.«

Der fünfte Grund schließlich erklärt, warum in einer für die Reagan-Regierung ungewöhnlichen Weise auch Vertreter der Gewerkschaften in der Young-Kommission mitarbeiten durften. Man habe eingesehen, daß man in der Vergangenheit den amerikanischen Arbeiter zu schlecht behandelt hat. Die Zeiten, daß er die besten Löhne der Welt bekam, seien längst vorbei, nicht nur in der Automobilindustrie .

Gerade im Bereich der Elektronikindustrie sind die Methoden der untertariflichen Bezahlung, der Entlassung von einem auf den nächsten Tag, des unbezahlten Zwangsurlaubs am weitesten »ausgebaut«.

Die durchschnittliche tarifliche Arbeitszeit ist in den USA seit dem Zweiten Weltkrieg praktisch nicht verringert worden. Die durchschnittliche tarifliche Urlaubszeit beträgt in den USA zwei Wochen. Mit einer auf diese Weise »demotivierten Arbeiterschaft« kann, so der Bericht, der Sprung in neue Qualitäten des Produzierens nicht gelingen.

Zudem hat die Reagan-Regierung inzwischen deutlich gemacht, daß sie keinen der wesentlichen Vorschläge des Young-Berichts aufgreifen will, etwa die Verstärkung der zivilen Forschung. Außenminister Shultz lehnte etwa die Einrichtung eines Technologie-Ministeriums ab, da es zu sehr in die Kompetenzen des Außenministeriums eingreifen könnte.

*

Die Erkenntnisse und Vorschläge der amerikanischen Regierungskommission zur Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit der US-Industrie reflektieren die Probleme, die die am SDI-Forschungsprogramm beteiligten oder um die Beteiligung kämpfenden amerikanischen Firmen jetzt schon sehen. Daß es bei militärischen Programmen in der Vergangenheit nennenswerte nützliche Effekte für die zivile Industrie gegeben habe, das wird im Young-Bericht selbst widerlegt. Mit SDI sollen Technologien entwickelt werden, die **erstens** im Zusammenhang der weiter unter Hochdruck stationierten und noch im Bau befindlichen Offensivwaffen die militärische Lage noch gefährlicher machen als bisher, **zweitens** durch ihre außerirdischen Zwecksetzungen noch weiter von normalen, irdischen Problemen entfernt sind als bisherige militärische Forschung und Entwicklung, **drittens** einer noch größeren Geheimhaltung unterliegen, **viertens** Europa im NATO-Rahmen nur als »Zone untergeordneter Sicherheit« einstufen, und schließlich **fünftens** zusammen mit der militärischen auch die technologische und ökonomische Vorherrschaft der USA über die Verbündeten absichern sollen, sozusagen für alle Zeit.

Von daher positive Effekte für zivile wie europäische Interessen zu erwarten, ist fern jeglicher Logik. Das Gegenteil wäre der Fall.

Konkret 07/85, S. 44

Bodo Zeuner

Gewerkschaften - Gelbsucht unter Helmut zwo

Wenn ihnen Gewerkschafter zu frech kommen, sponsern Unternehmer gelbe Konkurrenzvereine. Die IG Metall reagiert hilflos

Die wenig erfolgreiche Revolution von 1918 hatte immerhin auch dies Ergebnis: Die Arbeitgeber mußten sich verpflichten, die Unterstützung von »gelben« Werkvereinen einzustellen, die Gewerkschaften als einzige autorisierte Interessenvertretung der Arbeiter anzuerkennen. Scheingewerkschaften, die von der Gegenseite gekauft sind, sollte es nicht mehr geben.

Selbstverständlich haben sich die Unternehmer an dieses Ergebnis der Revolution genau so wenig gehalten wie an andere, wichtigere: den 8-Stunden-Tag oder die parlamentarische Demokratie. Selbstverständlich wollten sie ihre Beziehungen zu der Ware Arbeitskraft lieber so geregelt sehen, wie das 1933 geschah: durch das Prinzip von Führung und Gefolgschaft, durch Scheinorganisationen wie die »Deutsche Arbeiterfront« und »Kraft durch Freude«. Dennoch hatte der Verzicht von 1918 zunächst bis 1933 und dann wieder nach 1945 die Folge, daß »gelbe«, von den Arbeitgebern veranstaltete Werkvereine keine nennenswerte Rolle in den Klassenauseinandersetzungen spielten.

Doch nun bahnt sich auch hier eine Wende an. Je rebellischer einzelne Gewerkschaften werden, je mehr sie mit Forderungen wie der nach drastischer Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich dem Kapital den freien Zugriff auf die Arbeitskraft erschweren, desto häufiger greifen Arbeitgeber zu einem alten Rezept: Nutze die Abhängigkeit deiner Arbeiter und Angestellten, um sie selber gegen die Gewerkschaft zu organisieren!

Vorausschauende Unternehmer hatten sich diese Möglichkeit schon immer in Reserve gehalten. So wurde mit Arbeitgeberhilfe eine »Union der Leitenden Angestellten (ULA)« gegründet, der die FDP im Mitbestimmungsgesetz von 1976 auch gleich einen Sitz im Aufsichtsrat zuschanzte. Wichtiger war, daß es gelang, die zweitgrößte Gewerkschaft im DGB, die IG Chemie/Papier/Keramik, zu vergilben. In den Chemiekonzernen Bayer, Hoechst und BASF bauten die Arbeitgeber ein von der Gewerkschaft abgekoppeltes Vertrauensleute-System auf, an dessen Spitze Betriebsräte stehen, deren »managerielles« Rollenverständnis die Industriesoziologen Horst Kern und Michael Schumann so beschreiben: »Man agiert nicht gegen ein als außen verstandenes Management, sondern begreift sich als gestaltend mitwirkende und mitverantwortliche Einrichtung von Managemententscheidungen« (Kern/Schumann: Das Ende der Arbeitsteilung?, München, 1984). Mittlerweile ist die IG Chemie von diesem Rollenverständnis so durchdrungen, daß fraglich erscheint, ob es sich bei ihr überhaupt noch um eine Gewerkschaft handelt. Nach Paragraph 2 des Tarifvertragsgesetzes müssen Gewerkschaften nämlich *gegnerunabhängig* sein.

Tendenzen dieser Art gibt es auch anderswo: Wer ein Ford-Werk besichtigt, wird neben dem Hallenbüro des Betriebsrates ein gleich großes und gleich ausgestattetes Büro finden, über dessen Eingang das schöne Wort »Mitarbeiter-Beteiligung« zu lesen ist. Dieser Import aus Detroit gibt »Mitarbeitern« die Möglichkeit, eine Stunde pro Woche mit ihren Vorgesetzten Probleme ihrer Arbeit zu besprechen und Verbesserungsvorschläge zu machen – ungestört von ihren gewerkschaftlichen Vertrauensleuten und Betriebsräten. In anderen Unternehmen richtete das Management Qualitätszirkel nach japanischem Vorbild ein, um Gewerkschaft und Betriebsrat auszumanövrieren – so bei der PANAM oder auch beim »Spiegel«-Verlag, der bereits 1970 eine ständige Betriebsproblem-Diskussionskonferenz »Scheu und Angst in der Gruppe« installierte.

Der bislang tollste Fall antigewerkschaftlicher »Selbst«-Organisation von Arbeitern ist derzeit im Berliner Motorradwerk von BMW zu besichtigen. Dort ist es der Werksleitung gelungen, innerhalb weniger Monate die gewerkschaftliche Interessenvertretung in einen gelben Werkverein zu verwandeln:

Zuerst drehte das Unternehmer den Betriebsrat um. Der Werksleitung drohte für den Fall der Wiederwahl der kämpferischen Gewerkschafter Rainer Knirsch und Peter Vollmer, die übertariflichen Leistungen im Wert von durchschnittlich 2.000 Mark pro Jahr zu streichen. Zugleich finanzierte das Unternehmen die Wahlwerbung für eine sogenannte »Mannschaft der Vernunft«, die im April ' 84 tatsächlich sechzig Prozent der Stimmen und – wg. Wahlsystem – alle 15 Mandate erhielt.

Als Knirsch, Vollmer und der Vertrauensmann Hans Köbrich die Wahl wegen unzulässiger Beeinflussung anfochten und dies in einem Flugblatt mitteilten, wurde ihnen wg. Ehrverletzung und wg. Betriebsstörung gekündigt. Später folgten Kündigungen wg. des dadurch erfolgten öffentlichen Aufsehens (»Schädigung des Ansehens von BMW«).

Der vom Arbeitgeber gesponsorte Betriebsrat funktionierte sogleich als Hilfsorgan der Personalabteilung: Er stimmte nicht nur allen 16 Kündigungen gegen die drei Kontrahenten zu, er tat auch alles, um BMW vor den Folgen des Streiks um die 35-Stunden-Woche zu bewahren: Er gab seine Zustimmung zu Zwangsurlaub während der sieben Wochen der kalten Aussperrung, er genehmigte Sonderschichten, in denen die Produktionsausfälle wettgemacht werden sollten, er entmutigte Kollegen, die BMW wegen der Aussperrung verklagen wollten.

Dann drehte der kapitaleigene Betriebsrat den gewerkschaftlichen Vertrauenskörper um. Da 13 der 15 Vernunftmänner Mitglieder der IG Metall waren, avancierten sie automatisch zu Vertrauensmännern. In einzelnen Abteilungen half die Ortsverwaltung der westberlinger IG Metall nach, indem sie Nachwahlen zugunsten der neuen Mannschaft anordnete. So wurde z. B. in der Personalabteilung ein Prozeßvertreter von BMW zum gewerkschaftlichen Vertrauensmann gewählt. Alle Sitzungen der Vertrauensleute fanden im Werk statt, zu dem die drei Entlassenen keinen Zutritt hatten – dies immer mit Zustimmung der IG Metall.

Nachdem die Werksleitung nun also auch noch einen eigenen Vertrauensleute-Apparat hatte, eignete sie sich das letzte und wichtigste Kampfmittel der Arbeiter an: Im April und Mai 1985 ließ sie zwei »Streiks« von jeweils 30 bis 50 Beschäftigten organisieren, deren Teilnehmer forderten: »Unsere BMW« soll verhindern, daß die drei Gekündigten wieder ins Werk kommen. Die von Vorgesetzten und dem Betriebsrat ermunterten Streiks fanden kurz vor Terminen statt, an denen der gekündigte Peter Vollmer seinen vom Arbeitsgericht bestätigten Anspruch auf Weiterbeschäftigung geltend machen wollte.

Der Sender Freies Berlin (kein Piraten-Sender von Anarchisten, sondern offizieller Name der Westberliner ARD-Anstalt) belegte die Strategie der Werksleitung, die vor Gericht erklärt hatte, sie werde lieber Millionen Zwangsgelder zahlen, als sich dem Urteil auf Weiterbeschäftigung der Gekündigten zu beugen, mit dem Titel: »BMW gegen den Rest der Welt«. Diese Bezeichnung ist leider nur teilweise zutreffend. Zwar zeigte sich sogar CDU-Bürgermeister Diepgen empört über die provokative Mißachtung des Gerichts, doch zum »Rest der Welt« gehört ja auch die Westberliner IG Metall, und deren Gegnerschaft ist keineswegs eindeutig. Sie laviert zwischen verbalen Bekenntnissen gegen Arbeitgeberwillkür und der Angst, bei BMW Mitglieder zu verlieren.

Und das ist kein spezielles Problem der Westberliner Gewerkschaftsführung. Die gesamte IG Metall, im Kampf um die 35-Stunden-Woche zum ersten Mal seit Otto Brenners Zeiten wieder an vorderster Front, hat mit dem Kompromiß, zu dem der Schlichter Georg Leber sie nötigte, einen großen Teil ihrer Durchsetzungskraft an die Betriebsräte delegiert. Das ging nicht immer gut: In einigen Fällen muß die Gewerkschaft jetzt sogar Klage erheben gegen Betriebsräte, die im Verein mit »ihrem« Arbeitgeber den Tarifvertrag unterlaufen haben. Gewiß wird sich die IG Metall mit sozialpartnerschaftlichen Betriebsräten arrangieren müssen, die glauben, das Wohl des Unternehmers sei letztlich auch das Wohl der von ihm Abhängigen. Sie kommt aber in eine gefährliche Schieflage, wenn sie den Unterschied zwischen Sozialpartnern und Gelben, die wie bei BMW Berlin nur auftragsgebundene Hilfs-Sheriffs des Unternehmens sind, nicht mehr sieht.

Gegen die 13 der IG Metall angehörenden Vernunftsmänner von BMW haben 50 Berliner Metaller einen Ausschlußantrag gestellt. Die Berliner Ortsverwaltung der IGM hat darauf mit vollendeter Hilflosigkeit reagiert: Sie beschloß, die Einleitung eines Ordnungsverfahrens auszusetzen, bis vom Bundesarbeitsgericht rechtskräftig entschieden sei, ob die Betriebsratswahl unter unzulässigem Arbeitgebereinfluß gestanden habe. Der stellvertretende IGM-Vorsitzende Franz Steinkühler soll zu dieser »salomonischen« Entscheidung beigetragen haben.

Eine Gewerkschaft aber, die die Frage, wer ihr angehören soll, den Arbeitsgerichten überläßt, hat den Durchblick verloren. Eine Gewerkschaft, die eine Unterwanderung durch den Arbeitgeber und den Aufbau eines gelben Werkvereins in gewerkschaftlichem Gewand duldet, gibt sich auf.

1915 schlossen sozialdemokratische, christliche und liberale Gewerkschaften ein Bündnis für den Kampf gegen die gelben Werkvereine. Was unter Wilhelm Zwo nötig, aber auch möglich war, sollte unter Helmut Zwo nicht unmöglich sein.

Konkret 07/85, S. 46

Sergio Ramirez Mercado, Sabine Rosenbladt

»Wir haben mittlerweile schon hundert Schweinebuchten-Invasionen überstanden«

Nicaragua ist darauf vorbereitet, den USA genau das zu bereiten, was die USA am meisten fürchten: ein zweites Vietnam, das diesmal dann allerdings nicht auf einem fernen Kontinent, sondern vor der Haustür der USA stattfinden wird. Der Vizepräsident Nicaraguas, Sergio Ramirez Mercado, legt in einem Interview, das Sabine Rosenbladt für KONKRET führte, dar, wie sich Nicaragua gegen den Fall eines Überfalls durch die USA wappnet.

KONKRET: Welchen Erfolg hat die Reise von Präsident Ortega durch 14 Ost- und westeuropäische Länder gehabt?

Ramirez: Wir hatten dabei in erster Linie ökonomische Interessen. Denn in der schwierigen wirtschaftlichen Situation, in der sich Nicaragua im Moment befindet, ist die internationale Zusammenarbeit mehr als eine strategische Frage. Wir können mit ‚Hilfe der sozialistischen Länder die Basisversorgung an Erdöl für dieses Jahr sicherstellen. Wir haben mit der Sowjetunion Verträge über die Lieferung von 70 Prozent unseres Erdölbedarfs abgeschlossen. Außerdem haben wir die Lieferung von wichtigen Rohstoffen für unsere Industrie sichergestellt, von Ersatzteilen und von Maschinen – und das in allen Ländern der sozialistischen Gemeinschaft. In Westeuropa, Frankreich und Spanien, haben wir uns neue Handelsbeziehungen geschaffen, die durch staatliche Kredite finanziert werden. Mit Italien haben wir die weitere Zusammenarbeit bei der Entwicklung des Kraftwerks am Vulkan Momotombo vereinbart. Außerdem wurden uns von Schweden und Finnland neue Kredite zugesagt.

KONKRET: Hat die Ankündigung des US-Embargos durch Präsident Reagan die Bereitschaft der europäischen Länder erhöht, Nicaragua zu helfen?

Ramirez: Man muß sehen, daß dieses Embargo uns von einem Tag auf den anderen vor die Notwendigkeit gestellt hat, Ersatz zu finden für die aus den USA importierten Güter. Der Boykott beeinträchtigt ja vor allem unsere Industrie, die zum Großteil mit nordamerikanischer Technologie arbeitet. Dann mußten wir das Problem unserer Exporte lösen. Bei den Bananen zum Beispiel, die die USA nun nicht mehr abnehmen, ist es uns gelungen, das gesamte Kontingent nach Belgien umzudirigieren. Die meisten Exporte, die in die USA gehen sollten, haben wir nach Westeuropa umgelenkt: Hauptsächlich Tabak und Bananen. Fleisch und Meeresfrüchte verkaufen wir jetzt nach Kanada. Was die Importe angeht, handelt es sich für uns ja nicht darum, das zu ersetzen, was aus den USA kam, sondern wir müssen die gesamte Technologie, wir müssen unser gesamtes System umstellen

KONKRET: Die jüngsten Äußerungen von US-Außenminister Shultz zeigen aber, daß die Reagan-Administration zur Zeit wieder intensiv über direkte militärische Maßnahmen nachdenkt. Shultz hat dem Kongreß gedroht, daß die »militärische Option« ernsthaft in Erwägung gezogen werden soll wenn die beantragten Gelder für die Contra nicht bewilligt werden. Für wie gefährlich halten Sie die Situation?

Ramirez: Wir bereiten uns auf eine Invasion vor, denn wir müssen glauben, daß dies das Ziel der Reagan-Administration ist. Wir gehen jedoch davon aus, daß sich die Intervention zum jetzigen Zeitpunkt vermeiden läßt. Denn dazu gehört nicht nur die Intervention und der ideologische Extremismus der Personen, die im Weißen Haus regieren, es gibt auch eine Reihe von Institutionen, die die Intervention verhindern können. Und offensichtlich hat die US-Regierung weder innen noch außenpolitisch die minimalste Unterstützung, die sie für ein solches Abenteuer braucht. Trotzdem legt uns unsere eigene Verantwortung die Verpflichtung auf, uns für den Ernstfall vorzubereiten.

KONKRET: Wie sehen diese Vorbereitungen aus?

Ramirez: Das sind zum ersten militärische Vorbereitungen. Das Land ist auf einen fremden Einmarsch vorbereitet. Die Vereinigten Staaten bereiten ja seit geraumer Zeit ein Szenario für den Einmarsch von Honduras aus vor: Seit mehr als drei Jahren haben sie dort Waffendepots angelegt, Militärflughäfen und Straßen gebaut, sie haben Truppen in Honduras stationiert. Beim letzten gemeinsamen Militärmanöver mit der honduranischen Armee waren 16.000 nordamerikanische Soldaten beteiligt. Das ist eine echte Invasionsstreitmacht. Die schnelle Einsatztruppe, die 82. Division, ist innerhalb von Stunden von North Carolina nach Honduras zu transportieren. Die USA haben Truppen, die von Puerto Rico und von Panama aus operieren können. Dieses Interventions-Szenario läßt sich sehr schnell realisieren. Wir sind gegen diese Art von Intervention auf großräumigen Widerstand eingerichtet.

KONKRET: Muß diese Art von Intervention nicht ein sehr massiver Vernichtungskrieg sein? Aus der Vietnam-Erfahrung haben US-Militärstrategen ja die Erkenntnis abgeleitet, daß sie damals zu »halbherzig« vorgegangen seien.

Ramirez: Die US-Regierung kann, militärisch gesehen, eine gewaltige Streitmacht einsetzen. Es kann die Einschätzung bestehen, daß mit den militärischen Mitteln, über die sie verfügt, es leicht sein müßte, ein so kleines Land wie Nicaragua zu erobern. Aber politisch gesehen, wird eine »Conquista« Nicaraguas nicht in einem Tag, in einer Woche oder in einem Monat möglich sein: In Nicaragua ergäbe sich ein Kampf von derartigem Ausmaß, daß die anderen zentralamerikanischen

Länder automatisch in Mitleidenschaft gezogen würden. Denn eine militärische Aggression der USA gegen Nicaragua überschritte durch ihre Eigendynamik die Grenzen des Landes, die ja künstliche und keine durch die geographischen Gegebenheiten in Zentralamerika vorgegebene sind, sehr rasch. Das heißt, daß die Vereinigten Staaten nicht nur Krieg in Nicaragua, sondern in ganz Zentralamerika hätten.

KONKRET: Aber wie würde Nicaragua sich überhaupt verteidigen können? Die Kubaner hatten 1961 Kampfflugzeuge, mit denen sie die Schweinebucht-Invasion zurückschlagen konnten. Nicaragua hat keine nennenswerte Luftstreitmacht.

Ramirez: Wir haben ein bewaffnetes Volk, das mit Gewehren besser antworten wird als mit Kampfflugzeugen, denn einen konventionellen Krieg gegen die Vereinigten Staaten könnten wir nicht gewinnen, egal wieviele Flugzeuge und Panzer wir hätten. Wenn man ein Land besetzen will, dann sind nicht Panzer« Kanonen, Artillerie entscheidend, sondern die Soldaten. Wir haben sehr gute Soldaten, wir kennen das Terrain sehr gut, wir haben eine lange Erfahrung im Kampf auf diesem Gelände, im Guerillakampf. Daher resultiert unser Optimismus, daß Nicaragua auf die Dauer von Invasionstruppen nicht erobert werden kann.

KONKRET: Aber das Volk, das die Revolution in der Hoffnung auf ein besseres Leben unterstützt hat, lebt seit Jahren unter ständig schlechteren wirtschaftlichen Bedingungen, unter ständiger Lebensgefahr durch die Contra-Attacken. Wie beurteilen Sie die Stimmung in der Bevölkerung?

Ramirez: Was die von den USA finanzierten Contra-Angriffe angeht, gibt es eine massive Bereitschaft der Bevölkerung, sich dagegen zur Wehr zu setzen – weshalb wir diesen »Krieg« ja auch ständig gewinnen. Die Konterrevolutionäre konnten bisher noch nicht einmal das kleinste Dorf erobern und nicht das kleinste Stückchen Territorium besetzen. Also kann man davon ausgehen, daß dieser Widerstand auch fremden Soldaten bei einer Invasion entgegengesetzt würde.

KONKRET: Wie lange können sie unter dem massiven ökonomischen Druck der USA, der ja auch die von den USA dominierten Institutionen wie den Internationalen Währungsfond und die Weltbank miteinbezieht, die Wirtschaft überhaupt noch funktionsfähig erhalten?

Ramirez: Wir haben überhaupt keine Angst, daß die nicaraguanische Wirtschaft zusammenbrechen könnte. Es ist sicher, daß die Situation des Landes sich verschlechtert hat, aber nicht in dem Ausmaß, daß Gefahr bestünde für die innere Stabilität. Eine Folge der uns aufgezwungenen Militarisierung ist, daß wir viele Projekte nicht weiterverfolgen können, zum Beispiel eine Produktionsumstellung, eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Anbaumethoden. Aber es ist uns gelungen, genügend Lebensmittel zu produzieren und auch genügend Kaffee, Baumwolle und Zucker für den Export.

KONKRET: Wenn die US-Regierung also mit wirtschaftlichem Druck keinen Zusammenbruch herbeiführen kann – müßte das nicht wiederum ihre Bereitschaft erhöhen, zu militärischen Mitteln zu greifen? Sie haben Ihre Hoffnung immer sehr stark auf die amerikanische Öffentlichkeit gesetzt, die nach dem Vietnam-Schock nicht mehr bereit zu sein schien, neue militärische Abenteuer ihrer Administration zu tolerieren. Nach der Moskau-Reise von Präsident Ortega hat in den Vereinigten Staaten jedoch offensichtlich ein Meinungsumschwung stattgefunden. War die Reise zu diesem Zeitpunkt ein Fehler?

Ramirez: Wir glauben, daß in der amerikanischen Öffentlichkeit der Eindruck des Boykotts gegen so ein armes Land wie Nicaragua größere moralische Auswirkungen haben wird als die Reise von Präsident Ortega. Man wird verstehen, daß wir nicht in die Sowjetunion gereist sind, um den US-Kongreß zu provozieren, sondern um die Versorgung mit Erdöl sicherzustellen. Und wenn es im nächsten Jahr nötig sein müßte, mit der Sowjetunion neue Verträge über Erdöllieferungen abzuschließen – weil wir bis jetzt nur die Lieferungen für 1985 vereinbart haben – dann würde Ortega wieder in die Sowjetunion fahren.

KONKRET: Aber wenn zum Beispiel die USA ein Dritte-Welt-Land unterstützen, dann tun sie das meist nicht ohne Gegenleistung, dann möchten sie billige Rohstoffe haben, dort Militärstützpunkte einrichten, sie erwarten US-freundliches Abstimmungsverhalten in der UNO. Hat die Sowjetunion vergleichbare Forderungen an Nicaragua gestellt?

Ramirez: Niemals. Wir haben dieses Thema in unseren Gesprächen nie berührt, weder auf unsere Veranlassung noch auf Initiative der Sowjetunion. Wir haben unseren Beziehungen zu den sozialistischen Ländern nur ein neues Fundament gegeben, das uns hilft, unsere Entwicklungsbedürfnisse zu erfüllen. Aber wir haben auch nie die Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten aus ideologischen Gründen in Frage gestellt. Für uns ist es natürlich am einfachsten, unsere Produkte in den Vereinigten Staaten zu verkaufen. Das ist unser natürlicher Markt, denn es ist selbstverständlich leichter für uns, Bananen in Californien zu verkaufen oder Fleisch im Golf von Mexico als in Algerien oder Belgien.

KONKRET: Glauben Sie, daß das Beispiel Nicaraguas eine wichtige Rolle für die anderen lateinamerikanischen Länder spielt?

Ramirez: Ich habe gerade eine Erklärung von Präsident Reagan in Florida gelesen, wo er etwas sehr deutlich aussprach: Er sagte, daß die Vereinigten Staaten den »Erfolg« – das war das Wort, das er benutzte – der Sandinisten nicht zulassen könnten. Diesen Erfolg gelte es mit allen Mitteln zu verhindern, denn natürlich macht es ihm Sorgen, daß ein Land von

140.000 Quadratkilometern, von drei Millionen Einwohnern, ohne eigene Erdölvorkommen, ohne große Wirtschaftsmacht, daß solch ein kleines Land auf lange Sicht ein unabhängiges Staatsmodell etablieren und ein Wirtschaftssystem aufbauen kann, das die Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt, mit sozialer Versorgung, Erziehung Gesundheitssystem – ohne daß dies gleichzeitig bedeutet, von den Vereinigten Staaten abhängig zu sein. Das scheint mir die große Erfahrung der nicaraguensischen Revolution zu sein und ein Beispiel, daß es auch größeren Ländern in Lateinamerika leichter machen wird sich zu entwickeln.

KONKRET: Schlägt sich denn diese neue Erfahrung der lateinamerikanischen Länder auch in der praktischen Politik bereits nieder?

Ramirez: Ja, ich glaube schon.

KONKRET: Die neue Nachgiebigkeit von Honduras zum Beispiel?

Ramirez: Die US-amerikanische Präsenz in diesem Land hat dort enorme Widersprüche hervorgerufen, weil das Gewicht dieser Militärpräsenz in überhaupt keinem Verhältnis zur Armut des Landes steht. Das kann auf die Dauer nicht folgenlos an der Realität dieses Landes vorbeigehen, und die ersten Folgen werden schon sichtbar In Lateinamerika im allgemeinen entwickelt sich zur Zeit ein neues Bewußtsein, ein neues Gefühl, daß die Gefahr besteht, daß Lateinamerika gegenüber den Vereinigten Staaten seine politische, kulturelle und ideologische Identität verliert. Ich habe gerade gelesen, daß ein Ideologe der Reagan-Administration einen Katalog von Fällen aufgelistet hat, in denen die Vereinigten Staaten das Recht einer Intervention haben.

KONKRET: Ja, darüber berichtete jetzt die »Washington Post«. Der Regierungsbeamte sagte: »Wir haben darüber diskutiert, ob wir das Recht haben, einem anderen Land seine Regierungsform zu diktieren. Im Grundsatz waren wir der Ansicht, daß es Rechte gibt, die fundamentaler sind als das Recht von Nationen auf Nichteinmischung, zum Beispiel die Rechte von Individuen.«

Ramirez: Das hat eine neue Qualität. Das ist der totale Bruch mit jedem internationalen Recht. Das bedeutet, daß ein Land in einem anderen Land einmarschieren darf, wenn es der Ansicht ist, daß die Dinge in diesem Land nicht gut gehen.

KONKRET: Was wird das langfristig für die Politik der lateinamerikanischen Länder bedeuten? Im Fall von Kuba hat sich ja schon einmal gezeigt, daß die Staaten Lateinamerikas zu zersplittert waren, um sich hinter dieses Experiment zu stellen.

Ramirez: Als die Vereinigten Staaten Kuba zu isolieren versuchten, gelang ihnen das sehr leicht. Bei dem berühmten Treffen der Organisation der Staaten Amerikas in Uruguay widersetzte sich nur Montevideo. Wenn die USA der OAS heute den Vorschlag machen würden, Nicaragua zu isolieren, würden sie niemals eine Mehrheit bekommen, noch nicht einmal eine einfache. Die überragende Mehrheit der lateinamerikanischen Staaten ist nicht einverstanden mit der Politik der Vereinigten Staaten.

KONKRET: Und Sie sind zuversichtlich, daß es ein neues Chile nicht geben wird?

Ramirez: In Nicaragua? Dazu brauchten die Vereinigten Staaten als Verbündeten unsere Armee. Und die haben sie seit langer Zeit verloren. Der entscheidende Unterschied zwischen Chile und Nicaragua ist, daß die Reaktion innerhalb des Landes keinerlei Wurzeln hat.

KONKRET: Sehen Sie irgendwelche Parallelen zur Situation Kubas vor der Schweinebucht-Invasion, die ja auch scheiterte, weil Präsident Kennedy Skrupel hatte, die US-Marines zu schicken?

Ramirez: Nein, unsere Lage ist eine völlig andere. Wir haben mittlerweile schon hundert Schweinebucht-Invasionen überstanden. Wir ertragen jetzt seit über drei Jahren Angriffe, die sich in Kuba einen Tag lang abgespielt haben. Militärisch bleibt den USA nur der direkte Einmarsch – wie es Shultz ja auch bestätigt hat. Denn die Konterrevolution ist komplett gescheitert. Deshalb drohen sie uns jetzt mit der militärischen Intervention.

Ich habe von Freunden die gerade dort waren erfahren daß es dort politische Tendenzen gibt über die ich mich nur freuen kann. Trotz all der Armut der furchtbaren Schwierigkeiten versuchen sie einen Grad von Meinungsfreiheit aufrechtzuerhalten der nicht üblich ist in Ländern die sich sozialistisch nennen. Ob das aber eine Frucht am Baum der Schwäche Ist oder eine wirkliche Stärke: Ob sie die andersdenkenden Leute nur deswegen noch nicht umbringen weil sie nicht genügend Mittel dazu haben oder ob das aus der tiefen politischen Einsicht kommt daß ohne sozialistische Demokratie solch eine Revolution ein totgeborenes Kind ist – das weiß ich nicht. Da ich selber nicht dort war – und wie ich ja sagte: auch wenn ich dort gewesen wäre war Ich womöglich noch dümmer als jetzt weil ich mir was drauf einbilden würde Ich sei dort gewesen – Ich kann nur über Dinge reden die ich selber beurteilen kann.

Wolf Biermann in der Zürcher WochenZeitung vom 24.5.1985

Konkret 07/85, S. 50

Wolfgang Graetz

Spanien Owé

So werde ich meine nächste Kneipe auch eröffnen! Sechs Wochen, bevor der Tresen steht und bevor Tische und Stühle kommen. Das sollen nämlich die Stehgäste in den sechs Wochen erst finanzieren.

mas bien companero,

die Vorsehung meint's gut mit mir: sie prüft mich so permanent und so streng, daß ich nur annehmen kann, sie muß noch Großes mit mir vorhaben: kaum sind wir in Spanien, zieht sich prompt die Sonne zurück, und es bricht das größte Gewitter seit Menschen Gedenken aus, und die Temperaturen machen Sturzflug - und unseren nicht gerade windschlüpfrigen Campingbus schütteln Sturmböen, natürlich ausgerechnet auf total ungesicherten Serpentinen, von denen die Felsen steil abfallen, so kleine paar hundert Meter tief ins Meer, und dann gießt's wie irre, und die Straßen unten am Meer werden von Wellen überspült - wobei - »spült« sehr softi ausgedrückt ist.

Doch dies ist nur die wetterige Seite des Horrortrips! Nämlich: als Neckermann-Tourist, der nur mal nach Benidorm oder Torremolinos geflogen wird, kann man sich immer noch einbilden, man habe bloß den falschen Ort gewählt - aber wir nun, pervers wie wir sind, müssen mit dem Campingbus gleich nach den Pyrenäen und dann 1200 km bis Marbella diese ganze Riesen-Super-Reeperbahn abfahren - und wissen nun: nein, hier kann man gar nicht mal zufällig falsch gebucht haben! Das ist von vorn bis hinten, über 1200 km, eine einzige große Mixtur aus Reeperbahn und Ruhrpott, von den Architekten des Märkischen Viertels entworfen.

Und dann haben wir - wozu kauft man sich sonst 'nen Campingbus? - laufend auf Müllkippen und Baustellen campiert, die nennen sich hier allerdings Campingplätze.

Obendrein sind alle Spanier eifrig bemüht, mir zu beweisen, daß Anarchismus doch Scheiße ist: die haben den Anarchismus zu solcher Perfektion entwickelt, daß man nur annehmen kann, sie wollten ihn ad absurdum führen. Was ihnen gewiß auch gelingen wird.

Hier weiß nämlich effektiv keiner nix. Nach dem Marbella-Schock kehren wir doch um und wollen uns schnellstmöglich, nee: möglichst schnell nach Ibiza in die Rauschgiftszene retten, weil: da weiß man, wie man dran ist und erwartet nichts anderes als Chaos, und da fängts an, ganz dramatisch zu werden: die einen wissen, daß von Alicante ein Schiff geht - in Alicante weiß man davon freilich nichts, sondern wir müssen nach Valencia! Auf dem Wege nach Valencia weiß aber wieder jemand, daß auch Schiffe aus Denia gehen, was viel näher wäre. Also nach Denia gerast, doch da gehen jetzt keine Schiffe, dafür weiß dort ein Reisebüro, daß wir, wenn wir uns beeilen, noch das Schiff in Valencia kriegen. Gegen Mitternacht also losgerast nach Valencia, dort großes Gelächter: aber nein, heute gehen beileibe überhaupt gar keine Schiffe, sondern erst nächste Woche, Dienstag und Donnerstag – also wieder raus aus Valencia auf 'nen Campingplatz, der mit Schildern groß angibt: Restaurante, Swimmingpool, Supermarkt, sogar Post – ! fahren wir drauf, und ich will noch einen vino tinto trinken, zeigt man uns das Restaurant: vier gerade frisch verputzte Wände, noch kein Dach drauf und noch keine Fenster drin – aber es soll bald fertig sein.

So werde ich meine nächste Kneipe auch eröffnen! Sechs Wochen, bevor der Tresen steht und bevor Tische und Stühle kommen. Das sollen nämlich die Stehgäste in den sechs Wochen erst finanzieren.

Naja, nun hatten wir aber kleine drei Mille fast vermacht, mit zehn Tagen rumfahren, das waren 5001 Benzin, und die kosten ja hier einen knappen Tausender (womit sie eigentlich sogar recht haben – aber warum das alles immer an mir auslassen?) und mit den Autobahngebühren grapschen sie ja auch ganz schön hin – schon in Frankreich – waren auch dick über 200 DM, aber wehe, Du kommst auf die Idee, die mal zu sparen ! Den Quatsch haben wir einmal gemacht: in Luftlinie haben wir dabei sogar noch 50 km gespart – nur: am Ende waren die 100 km Luftlinie natürlich über 200 km real, weil das durch zwei Dutzend Gebirge ging, lauter Serpentinen rauf und runter, und die alle so schmal und ohne jegliche Sicherung am Rande, daß es der reinste Horrorfilm ist.

Und was wollten uns die Spanier damit sagen? Daß, nicht Autobahn zu fahren, sich nur ganz reiche und obendrein ganz nervenstarke Menschen leisten können.

Oder schlicht Bekloppte. Wie wir.

Naja, inzwischen haben wir uns so ausgepowert, daß wir die 500,- DM Schiffspassage nicht mehr riskieren wollten, weil natürlich wieder keiner weiß, wie lange 'ne Telex-Anweisung aus München dauert – nee: das fängt damit an, daß keiner weiß, wie ich 'nen Brief schnell nach München kriege. 'Ne Amtsperson versichert mir zwar Freitagnacht ganz fröhlich, auf dem Flughafen sei ein Postamt auch am Samstag offen, also rasen wir Samstagfrüh wieder nach Valencia, auf den Flughafen – aber da hat's noch nie ein Postamt gegeben.

Also rein nach Valencia, zum Playa del Caudillo – und der heißt nicht zufällig so: vor dem Postamt stehen Straßenhändler mit einem Tisch voller Nazi-Reklame... Wenn ich nicht so genervt gewesen wäre, hätte ich ein paar Sachen gekauft und Dir geschickt, aber dann dachte ich: nachher merken die noch, daß ich gar kein Freund von Kaduk bin und hauen mir auf die Fresse – und so hab ichs denn gelassen. Aber schon toll: Menge Bücher über Hitler, wie er wirklich war, jede Menge Embleme, sogar richtige Partei-Abzeichen – man kann da schon 'ne ganze Leibstandarte mit ausstatten!

Na, auf der Post hör ich dann, daß der Brief ganz schnell gehen wird, per Luftpost, Eilboten – so in vier, fünf Tagen wird er in Europa sein! Was der mir natürlich nicht sagt: daß Luftpost umständlicher läuft als normale: die wird erst nach Madrid gekarrt und kommt dort ins Flugzeug. . . !

Und wie lange so ne Telex-Anweisung aus München dauert – tja mein Gott, wer kann das sagen?

Also, zuerst hatte ich's ja gut gemeint mit den Spaniern, weil ich gesehen habe, was die Ruhrgebietler mit ihrer schönen Küste angestellt haben – und wollte sie warnen, in die EG zu gehen, aber nun hat sich doch Bosheit in mir angesammelt, und die feixt sich eins: recht wird's ihnen geschehen! Sowohl den Spaniern wie der EG!

Auf Ibiza werde ich mir mal irgendeinen Typen von der Partida Communistica angeln, der Deutsch kann, und mit dem ein bißchen quatschen und hören, wie die sich das so denken. Sicher interessant.

Ohja, neues Sammelobjekt habe ich auch schon aufgetan: man kriegt nämlich manchmal noch alte Pesetas mit dem Franco-Kopf drauf – die sind sehr gesucht!

Na, also! Warum bringt die Bundesbank nicht auch mal so'n paar Silberlinge mit Hitler-Kopf raus? Da könnten sie auch hübsch dran verdienen!

Aber vielleicht sehe sich das auch alles ein bißchen zu eng? ! Naja, nu – wird sich geben: weil hier kann man als ökonomisch denkender Mensch ja nicht mal Milch trinken, weil die viel zu teuer ist, also fange ich nun morgens mit vino tinto an, und der übt ja auf die Dauer eine sehr beruhigende Wirkung aus!

Tja, nun wollte ich Dir eigentlich Elkes Anschrift mitteilen, wegen dem Postscheck-Trallalla, aber hier bleiben wir ja nur bis nächsten Dienstag (Peglers Geld abwartend, weil's uns sonst auf Ibiza zu eng würde) und auf Ibiza wissen wir noch nicht. Da könntest Du aber, falls es was Dringendes ist, unter Poste restante, oder wie das auf spanisch heißt –

Moment, ich gucke mal!

Aha! – : 'Lista de correos'.

Merde! Wir hätten in der Provence bleiben sollen! Da wars sehr schön warm, und ich war nach zwei Tagen schon fast wieder im Französischen drin – Spanisch muß ich als ABC-Schütze anfangen.

Außerdem haben die Franzosen, schlau, vermieden, sich die Ruhrpöttler da hineinzuziehen.

Außerdem schicke ich Dir mal meinen Lotto-Monatsschein mit. Der ist zwar in Eutin gebucht, aber man kann ja nach Ablauf – ich glaube: nächste Woche – die Zentrale in Kiel fragen, ob auf die Nummer was gezogen wurde. Natürlich nicht, aber – : wie die Vorsehung mit mir so spielt, entfiele genau ein Gewinn drauf, wenn ich mich nicht mehr drum kümmern würde. Machen die extra!

So – nun war ich 'ne Weile weg, und da muß irgendein Spanier meinen Brief gelesen haben – und Mordsschreck gekriegt: daß ich ihnen ihren EG-Beitritt vermasseln könnte! Jedenfalls haben sie augenblicks die Sonne abgedreht! Man muß eben nur Stärke zeigen!

Jetzt bringe ich den Quatsch aber erst mal zur Post!

Und Ihr: friert mal schön!

Bis nächstens! Wolfgang

Konkret 07/85, S. 56

Horst Tomayer

Hat Gott einen Kropf?

Von diesem kreuzdämlichen Kaliber ist die zyklisch ausbrechende Frage, was Satire darf bezugsweise dürfe. Als ob nicht immer noch erst einmal die Deutsche Bank, der Grundbesitz des deutschen Versicherungswesens, Mick und Muck Flick, die Bundeswehr, das Arbeitslosenheer, Grenzschutz, Wasserwerfer und Schlagstock, die Zweitrente von Frau Freisler, die moderne Haftanstalt, Warentermin und Zahlungsbefehl, der Berliner Humor und die deutsche Frage, Profitrate und Kunst am Bau kämen, wodrauf erst einmal Pause ist, dann kommt lange wieder nichts und erst viel, viel später und gaaanz gaanz klein kommt der satirische Witzbold daher mit seinem tapferen Publikum und den dazugehörigen Lachern und wenn dies geschehen ist, dann, erst dann fällt die berühmte Schaufel auf Hallig Hooge um, wodrauf das Vöglein im Märchen von seinem Schlafe erwacht und sich aufmacht zum Berge namens Ungerechtigkeitshungerdummheitskrieg, um den mit seinem Schnäblein abzuwetzen, auf daß dereinst auch der geringste der Inder seine tägliche Handvoll Rei für seine Waschmaschine habe.

Also unlängst war wieder mal eine Diskussion angesagt, in der Reihe »Berliner Platz«, beim SFB. Kollege Rosenbauer vom WDR-Kulturweltspiegel hatte in seiner »Revue zum 1. Mai«, die auch das Monokel des wilhelminischen Zensors passiert hätte, den US-Präsidenten (gesprochen vom bayrischen Progress-Schwarzen Ron Williams) und den Herrn Bonndes-Kanzler alias Stefan Wald fernmündlich verkoppelt. Jäß, sagte der simulierte Reagan, Ei will gou tu Bitbörg änd to Bellsen-Börgen, äh, Börgen-Bellsen, jäß, jäß, änd hi wudd, hällou Versöhnung *ouver* the Gräber, das nätschärälli mit dem Helicopter erledigen. Und der Kohl, der aus dem Wald'schen Kehlkopf kam, der freute sich pälzplauzig über die noble Geßte geggnübba dem doitschen Widderstand, wolle doch sein Froind Räggn auch über Plötznsee schweben. Kaum war das über den Sender gegangen, eilte Rosenbauer, Williams und Wald im Studio als die Verursacher dieses schönen Stücks Lubitsch vorzustellen und, mit dreißig Tagen Verspätung, April, April zu rufen. Doch da hatte die schweigende Mehrheit am Gerät schon Hirnsausen und blökte dem WDR die Bude ein, und Stoiber, der semmelblonde Schatten des Kolosses von Bayern, ließ die heimische Rundfunkratssau raus, das wär »ein hinterhältiges Schmierentheater« und »eine dummdreiste Brüskierung des Präsidenten« und »eine geistlose Verhöhnung des deutschen Bundeskanzlers« etcetera Bluthochdruck.

Und nun sollte also im SFB drüber diskutiert werden, was die Satire sich denn da so erlaube. In der Mitte des Studios, erreichbar nur mit persönlicher Einladung, wie immer die »Experten«, ein dicker CDUler aus Bonn für die gedemütigten und beleidigten Oberhäupter, der Hauptabteilungsleiter Kultur beim SFB, Herbert Hausen, als Fachmann für öffentlich-rechtliche Satiregrenzproblematik, und unser großartiger Klaus Staeck aus 69 Heidelberg-Böll, Oskar-Lafontaine-Straße 85, c/o Brandt. Das Publikum in der »Außenrunde« streng nach der zu erwartenden ideologischen Transpiration disloziert, links die grellen Affen, rechts das dumpfe Volksempfinden, und wie nun der dicke CDUler mit dem Entrüstungsgebiß klapperte und um ein bißchen Respekt für den Kohl und den Reagan flehte und der Kollege Hausen im Habit des »Konservativliberalen« (den Gott als Zugabe am achten Schöpfungstage schuf) mit der traumtänzerisch sicheren These »Satire ja, aber nicht ressortgrenzenverletzend« equibrillierte, da gaben sich die Engel im Raum die Klinke in die Hand. Und erst als unser Klaus, ganz hager und mager vom vielen Verfolgtsein durch die brutale deutsche Satire-Contra, er stand mit seinen Plakaten öfter vor Gericht als Juhnke besoffen auf der Bühne und im Studio war, nämlich achtunddreißigmal (!), sein sturzmutiges Plädoyer für die Satire, die alles dürfen müsse, hielt, na, da schlug das Herz links höher. Nur gings halt leider wieder einmal weder vor noch zurück, sondern es war alles wieder einmal derart solid ratlos, daß ich aus der Tiefe des Prinzipiellen excathedralisch einschreiten mußte. Als Sekretär des Schutzverbandes Deutsche Satire erklärte ich, angetan mit jenem atavistisch-kultischen Plasteelaste-Zinken, den ich auch in Kahls Kongretchen-Produktion auf Seite 58 trage:

»Der Schutzverband Deutscher Satire e.V., dem mehr als 1.200 satirisch Schaffende im deutschsprachigen Raume angehören, gibt bekannt: Die Deutsche Satire steht auf dem Boden des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland. Sie tritt in Wort, Bild, Schrift und Bewegung für die freiheitlichdemokratische Grundordnung ein. Die Deutsche Satire strebt die Verbesserung bezugsweise Veränderung hierzuländlicher Verhältnisse mit geistigen, notabene nicht mit körperlichen geschweige gewaltigen Mitteln an. Die Deutsche Satire respektiert im Verarschten den Mensch als solchen. Sie weiß, was sie an demselben hat, ein lettländisches Sprichwort sagt 'Ein Huhn, das man melken will, bewirft man nicht mit Federn' Trotz der sprichwörtlichen Fairneß der Deutschen Satire wird sie jedoch immer wieder von Amtsträgern in Bund, Ländern und Kommunen, von Intendant und Verbänden, von Vereinen und Vereinzelten verleumdet, verdächtigt, ja nicht selten verkasemadukelt. Die im Schutzverband Deutsche Satire organisierten satirisch Schaffenden fordern daher:

SATIRE UND VERARSCHTE bezugsweise ZU -VERARSCHENDE AN EINEN TISCHE

Es muß endlich rechtsverbindlich die sogenannte Gürtellinie gezogen werden. Selbstkritisch und Verhandlungsbereitschaft signalisierend sagen wir

SCHLUSS MIT SATIRISCHEN ÜBERGRIFFEN – aber auch

SCHLUSS MIT ÜBERZOGENEN REAKTIONEN DER VERARSCHTEN!

Es darf nicht so weit kommen, daß die Deutsche Satire aufgrund mangelnden Verarschungsrechts und der daraus erspriessenden Unsicherheiten in den unbefristeten (!) Verarschungsgeneralstreik tritt. Die Deutsche Satire ruft daher aller Deutschen Obrigkeit zu: AN DEN VERHANDLUNGSTISCH, bevor es zu spät ist. Der Countdown läuft!

Schutzverband Deutsche Satire

Sitz Hamburg«

Nun will ich nicht verschweigen, daß mich Justus, der grundehrliche Moderator, nur bis zur Hälfte dieses Verbandsfundamentalo-Papiers kommen ließ; im zweiten Anlauf verknappte ich die Ansprache an die »Obrigkeit«, »speziell die rechte Obrigkeit«: »Klar ist, daß wir seit ewigen Jahrzehnten uns mit Euch befassen müssen, weil ihr einen Scheiß nach dem anderen macht, aber dauernd jammert ihr. Kommt an den Tisch, verhandelt mit uns!«

Ja, das mußte mal so deutlich gesagt werden.

Ansonsten: Mal wieder die »Sieben Todsünden der Kleinbürger« (Brecht/Weill/ May) hören. Und im übrigen gilt: *Alle Verliebtheit, wie ätherisch sie sich auch gebärden mag, wurzelt allein im Geschlechtstriebe, ja, ist durchaus nur ein näher bestimmter, spezialisierter, wohl gar im strengsten Sinn individualisierter Geschlechtstrieb*

Herzlichst: Ihr oben Genannter

Konkret 07/85, S. 57

Ernst Kahl

Manchmal geh ich in die Ecke
Mit der Absicht und zum Zwecke
Um zu prüfen, wie das Ganze
Wirken thut auf die Distanze

reimte froh der sechsunddreißigjährige Rembrandt während des Firnissens seiner »Nachtwache« (3,59 mal 4,38) im Sommer des Jahres 1642. Wie Rembrandt brauchen auch heute die Besucher des Amsterdamer Rijksmuseums viel Raum und Distanze, um das Gemälde in dessen optischer Gänze zu erfassen. Groß ist der Nachtwachensaal, tief in fester Mauer stecken die Dübel mit den stabilen Haken, woran das gewaltige Kunstwerk befestigt ist. Doch benutzte der begabte Holländer nicht mitunter auch den zierlichen Spärlichhaarpinsel, um manch eitler Zeitgenossen Visage auf Malgrund von Daumennagelgröße zu konterfeien? Sind nicht fünfundneunzig Prozent seiner Gemälde so geringformatig und leichtgewichtig, daß es eines einfachen Drahtstiftes bedarf, um sie an dünne Wände von Stuben zu hängen, die grad sechzehn Quadratmeter messen? Heute, Wohnraum ist winzig, Wände sind klapprig, Museen rar und Galerien klein geworden, die Menschheit drängt sich auf immer enger werdendem Raum zusammen, bearbeitet der moderne Künstler in wilden, platzbeanspruchenden Bewegungen, Malflächen von Jahrmarktzeltdachgröße.

Rotmarderhaarpinsel und Rötelstift hat er vertauscht mit Quast, Abortbürste, Baggerschaufel, Feuerwehrschlauch und Motorsäge. Anstelle des kleinen Malkastens und der Palette benutzt er Farben aus literfassenden Tuben und Eimern, mischt Zement mit Porzellanscherben, matscht Küchenabfälle auf Teppiche, schlachtet, rührt Rot wie Blut, giebt Fleisch dazu und hellen Speck, mischt alles gut, würzt's, kocht's, guten Appetit, nein, schüttet Federn, Schrauben, Klebe, Kacke zur Farbe und klatscht alles mit gewaltigen Hieben auf schwere Leinen, groß wie Elefantenleichentuch (8,50 mal 6,80). Sein Galerist wendet sich ab, weiß nicht, wie den nächsten Anbau bezahlen, und Meiers, seit Jahren auf der Suche nach Kunst im mittleren (zirka 0,90 mal 1,40), zur Sitzecke passenden und im kleineren Format (zirka 0,25 mal 0,43) für die Abortwand, fragen sich wieder mal bedröppelt, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas großzügiger gebaut zu haben.

Konkret 07/85, S. 67

Helmut Haller

»Mein Freund! Es geht immer weiter, immer weiter!« (Dr. Josef Mengele)

Über den Brustwarzen abstand der bundesdeutschen Homosexuellen und dessen Korrelation mit der Vergangenheitsbewältigung der deutschen Anthropologie.

Da schreibt der Anthropologe Prof. Otmar v. Verschuer (Auschwitz) im Jahre 1944 an die »Deutsche Forschungsgemeinschaft« (DFG): *»Als Mitarbeiter in den Forschungszweig ist mein Assistent Dr. med. et Dr. phil. Mengele* – doch, doch *der* Mengele ist das – *eingetreten. Er ist als Hauptsturmführer im Konzentrationslager Auschwitz eingesetzt. Mit Genehmigung des Reichsführers SS werden anthropologische Untersuchungen an den verschiedensten Rassengruppen durchgeführt«.*

Viele der Testpersonen starben erbärmlich bei diesen Experimenten. Wer überlebte, wurde in die Gaskammer geschickt. Ungezählt und ungesühnt.

Da schreibt der Anthropologe Prof. Rainer Knußmann (Hamburg) im Jahre 1980 in sein Lehrbuch: *»Mehrere deutsche Anthropologen dieser Zeit machten zwar keine, nur äußerliche oder nur geringfügige (die eigene Existenz sichernde) Zugeständnisse an die Forderungen des Regimes, ... doch wurden rassenideologisch und pseudogenetisch motivierte Massenmorde später der Anthropologie als solcher angelastet«.* Und was den Herrn Professor am Faschismus besonders schmerzt: *»Von dem hierdurch bedingten Tiefstand erholte sich die deutsche Anthropologie in der Nachkriegszeit nur langsam«.* Sie erholt sich heute noch. Und wie!

Das »Anthropologische Institut der Universität Hamburg« – früher »Institut für Rassenbiologie und Erbhygiene«, in Bälde wertneutral »Institut für Humanbiologie« – ist in einem tristen Betonklotz am Rande des Campus untergebracht. Hier gebietet Prof. Rainer Knußmann, den eine *»charakteristisch primatenhafte Neugier«* (Selbsteinschätzung) antreibt, den Menschen nach allen Regeln der Kunst zu vermessen und zu bewerten. Mal fällt da unterm Strich, in einer Doktorarbeit, ein Gerät zur Identifizierung von Fingerabdrücken ab, das später dem BKA zur Verfügung gestellt wird. Mal ist es *»Die vergleichende morphologische Analyse als Identitätsnachweis«* (1983). Eine Studie, mit deren Erkenntnissen der profunde Menschenkenner Knußmann als Gutachter in Strafverfahren gegen maskierte Bankräuber zu identifizieren und brillieren versteht.

Wie auch immer: Im Mittelpunkt dieser Wissenschaft steht der Mensch.

Seit März dieses Jahres nun, ist die »primatenhafte Neugier« einer. hochdotierten Forschergruppe auf Homosexuelle gerichtet. Unter dem unverfänglichen Titel *»Geschlechteranthropologische Untersuchung zum Sexualhormonspiegel und seinen Korrelaten«,* wird da in einer Vergleichsstudie zu Heterosexuellen so ziemlich alles getestet, vermessen und in den Computer gespeichert, was sich vom Scheitel bis zur Sohle beim Menschen abspielt. Vor allem genau dazwischen.

Das beginnt mit einer umfangreichen Checkliste, mit deren Hilfe die Psychologin der Arbeitsgruppe, Dr. Kerrin Christiansen, in der schwulen Psyche gründelt. Zu Auskünften über die Testfragen ist Frau Christiansen *»aus Gründen der Aufrechterhaltung von Normen und überhaupt«* nicht bereit. Die vornehme Zurückhaltung ist verständlich, wie ein Blick ins Eingemachte zeigt. Mit Fragen wie *»Wer ist der Präsident der USA?«*, *»Wie groß ist eine deutsche Frau im Durchschnitt?«* oder *»Was ist der Vatikan?«* werden die Probanden punktgenau auf ihre Intelligenz (Unterabteilung Allgemeinbildung) geprüft. In den Dienst der Wortschatzsuche ist dagegen die Frage »*Was ist das Gemeinsame an einer Apfelsine und einer Banane?«* gestellt. Damit der Bericht zur Gesinnungslage der Schwulen in der Nation auch richtig wissenschaftlichen Tiefgang erhält, gilt es überdies gewissenhaft in ein Punktschema einzutragen, ob man *»im Vergleich zu anderen in der Liebe intensiv oder wenig erlebnisfähig«* ist, ober ob der Umgang *»mit der Wahrheit eher großzügig oder eher übergenau«* ausfällt. Dazwischen gibt's – um die Betrachtungsdauer bei sexuellen Schlüsselreizen mit der Stoppuhr zu ergründen – Softpornos aus dem Sexshop. Zum peepen. Und dennoch bitterernst.

Denn was da auf den ersten Blick nach Art der Hausfrauentests in »Fernsehwoche« und »Frau im Spiegel« gemobbelt scheint, wird später mit Sexualhormonen und Körpermerkmalen abgeglichen. Obwohl Psychologin Christiansen letzteres Ansinnen von sich weist. Der Computer schafft die Einheit von Geist und Körper blitzschnell, und spuckt das Ergebnis nicht etwa aus dem Grunde aus, weil ihm diese Datenverknüpfung zu angestaubt rassistisch müffelt. Im Falle der heterosexuellen Hauptstudie hat die Korrelation von Psyche und Sexualhormonen bereits zu handfesten Aussagen geführt. Zwar verrutschten bei den Meßdaten der Vorstudie (und auch später) im wissenschaftlichen Eifer schon mal die Kommata (ein Umstand, der Korrelationseffizienten nebst Laune der Forscher durch ungeahnte Höhen und Tiefen peitschte), doch gab man sich am Ende wissend: Als *»typisch weiblich«* wurde beispielsweise eine *»geringere spontane Aggressionsbereitschaft«* klassifiziert. Die gründliche Gegenmessung an Homosexuellen soll nun die These einer partiell hormonellen Bedingtheit solcher »Phänomene« stützen. Schwule für den Frieden?

Immerhin und wie auch immer: Prof. Rainer Knußmann ist nicht nur ein Mann mit einem wissenschaftlichen Blick für Gut und Böse *(»Eine ausgesprochene Fehlwahl des Sexualpartners erfolgt beim abnormen Partnerleitbild. Der häufigste Fall ist die Wahl eines gleichgeschlechtlichen Partners«)* und einer Meinung zum Untergang der antiken Weltreiche *(»Auffällig ist auch, daß für diese 'alternden' Populationen ein Sittenverfall und eine Zunahme anomalen Sexualverhaltens (vor allem Homosexualität) beschrieben wird«).* Nein, er ist gleichzeitig auch ein latenter Anhänger der »Effeminisierungs«-Theorie, derzufolge bei homosexuellen Männern auf hormoneller Ebene eine »Verweiblichung« festzustellen ist. Ganz wie's der Zufall so will, munkelt man da, der Hamburger Endokrinologe Prof. Kamm, habe über die DFG an seinen Kollegen Knußmann die Bitte herangetragen, durch Verabreichung weiblicher Sexualhormone an die Testpersonen einen Seitenblick auf das heftig umstrittene »positive Östrogen-Feedback« werfen zu dürfen. Indes: Der Anthropologe lehnte die kleine Handreichung aus unbekannten Gründen ab.

Bei seinen eigenen Forschungen dagegen zieht sich die fundamentale Erkenntnis (»Das Testosteron läßt dem Mann keine Ruhe«) strikt durch das wissenschaftliche Tun. Da werden Kosten und Mühe nicht gescheut, die homosexuellen Probanden, zwecks Messung der Testosteron-, Dihydrotestosteron- und Östradiolspiegel, zur Ader zu lassen und Speichel in Reagenzgläsern zu sammeln.

Die theoretischen Implikationen dieser Forschung sind fatal und sie in Taten umzusetzen hat deutsche Tradition. Denn wo immer ein Zusammenhang von Homosexualität und Hormonhaushalt auch nur ansatzweise zu erahnen war, da waren die Praktiker zur Stelle, um die Normabweichung mit Spritze und Skalpell auf das »gesunde Volksempfinden« zurechtzustutzen. Das begann 1916 mit Steinach, der Homosexuelle einseitig kastrierte und durch Überpflanzung »normalen« Hodengewebes zu »heilen« trachtete. Das führte über Auschwitz, wo 1944 der SS-Sturmbannführer und Hormonforscher Vaernet homosexuelle KZ-Häftlinge durch Einpflanzung von künstlichen Testosteron-Drüsen *»von einem kranken Schicksal«* befreien wollte. Und das zieht sich in die Gegenwart mit Überlegungen, Homosexuelle durch stereotaktische Eingriffe zu kurieren. Alleine Prof. Rainer Knußmann *will »über solche Dinge, ehrlich gesagt, bislang nicht orientiert«* gewesen sein. Insbesondere was die Anthropologie im Faschismus betrifft, da ist der redegewandte und gebildete Mitvierziger mit seinem Latein am Ende und inzwischen *»ehrlich gesagt erstaunt und entsetzt über das, was da alles gewesen sein soll«.* Er hätte nur seine Lehrmeisterin zu fragen brauchen. Aber die Tatsache, bei der berüchtigten Rassenbiologin Ilse Schwidetzky studiert und promoviert zu haben, scheint ihm schlicht entfallen zu sein.

Nicht aber seine profunde Methodenkenntnis, die er dort auf seinem Fachgebiet Konstitutionslehre von der Pieke auf gelernt hat. Und folglich werden die Homosexuellen im Rahmen der Studie auch noch nach allen Regeln der Kunst vermessen. Die *»kleinste Stirnbreite«* findet sich ebenso im Sammelsurium der erfaßten Daten, wie der *»Brustwarzenabstand«,* der *»größte Brustwarzendurchmesser«* und die Frage, ob das *»Ohrläppchen (rechts) 1. ganz angewachsen 2. mindestens 1/2 angewachsen, 3. weniger als 1/2 angewachsen«* ist. Auch die legendäre *»Beckenbreite«,* die der Anthropologe Willhart Schlegel dereinst als charakteristisches Persönlichkeits- und Trennungsmerkmal von Homosexuellen und Heterosexuellen propagierte, fehlt im bunten Reigen nicht.

All dies und manches mehr soll letztlich im Computer zu hübschen Korrelationskoeffizienten aufgemischt werden. Zu einem Rasterbild der Homosexualität aus Hormonen, Psyche und Körperbau, das laut Aussage der Arbeitsgruppe (und einige meinen es zweifellos ehrlich) zum Abbau *»klischeehafter Vorstellungen«* beitragen soll.

Man kann es auch ganz anders sehen: Ein gesellschaftliches Interesse an Forschung über den Hormonhaushalt von Homosexuellen oder die Entstehungsbedingungen der Homosexualität gibt es nicht. Wo immer es sich regte, war es in der Konsequenz gegen die Interessen der Homosexuellen gemeint. Bis hin zu physischer Vernichtung. Das Wechselverhältnis von Wissenschaft und Politik – wenngleich von einer gänzlich anderen Seite – hat Prof. Knußmann mittlerweile eingeholt. Ganze 16 der 100 angestrebten Testpersonen hatten das zweitägige Prozedere durchlaufen, da rutschte der begeisterte Hobbytänzer Knußmann auf dem schlüpfrigen Parkett seiner Forschung aus. Den Institutsaufruf »20-30jährige homosexuelle Männer als Probanden gesucht ! « konterte KONKRET mit einem Flugblatt. (6/85) Es enthielt die Aufforderung an Heterosexuelle, sich als »Homosexuelle« an der Untersuchung zu beteiligen und damit die Aussagekraft der gesammelten Daten aufzuheben. Seit dieser Zeit sind nicht nur die Blutproben und Spuckröhrchen, sondern die gesamte Studie vorläufig auf Eis gelegt.

Das macht den Herrn Professor *»sehr betroffen«,* doch trägt er die bange Hoffnung im Herzen, nach einem klärenden Gespräch mit dem Hamburger »Magnus-Hirschfeld-Zentrum« seinem gefledderten Sample neues Leben einhauchen zu können. Wo doch die Studie mit Wissen und Duldung dieser Homosexuellen- Initiative harmonisch begann, und erst nach einigen Mißverständnissen, taktischen Überlegungen und Nachdenken in distanziertere Umgangsformen abkippte. Klappt's mit der Fraternisierung nicht, trägt sich Prof. Knußmann ernsthaft mit der Überlegung, sein Material auch auf der lachhaften Basis von 16 Probanden auszuwerten. Schon der 500.000 DM wegen, die ihm die DFG zur Unterstützung seiner Sammelleidenschaft zugeschustert hat. Doch sage keiner, der Mann sei unbelehrbar. Die Bewertung der Homosexualität hat er *»in einem persönlichen Lernprozess«* von *»abnorm«* (1980) über *»aberrant«* auf *»deviant«* (1985) eingependelt. Er ist auch nicht der Reaktionär, für den man ihn ob seiner Arbeit halten könnte. Im Gegenteil. Sätze wie diesen »*Wir glauben*

deshalb, mit unserer Untersuchung dabei helfen zu können, pauschale Vorurteile über Homosexuelle abzubauen, die aus Unkenntnis und aus intoleranten, reaktionären Ideologien gespeist werden« schreibt er mit derselben Leichtigkeit, mit der er an faschistische Rassenideologen Persilscheine verteilt. Ein orientierungsloser, unhistorischer Opportunist, der sich entlang sozialer Druckgradienten bewegt. Dabei hätte er es in der Hand, seine Rolle der tragischen Figur, die stets das Gute will und stets das Böse macht, in diesem Fall zu korrigieren. Per Reißwolf.

Historischer Nachtrag: Der Auschwitz-Arzt Dr. Josef Mengele auf die Frage eines Kollegen, wann die anthropologischen Experimente endlich eingestellt würden: »Mein Freund! Es geht immer weiter, immer weiter ! « .

Geschichte hat Kontinuität, aber sie wiederholt sich nicht.

Konkret 07/85, S. 70

Rafael de la Vega

Ein Versuch, Ernst Bloch auf die Füße zu stellen

Was nicht etwa heißen soll, daß er – wie Hegel, von Marx aus gesehen – auf dem Kopf stünde. Nur: Blochs Füße schweben (philosophisch betrachtet, versteht sich) etliche Ellen über dem Boden, während sein Kopf aus äonenweiten Höhen die Königreiche der Erde und die wechselvollen Windungen der Weltgeschichte mit einem einzigen, herrischen Blick erfaßt.

So hat Satan die Welt dem fastenden Christus gezeigt. Ist aber Bloch überhaupt auf die Füße zu stellen, sind seine gedanklichen Höhenflüge wenigstens auf die niederen Luftschichten der Spekulation herunterzuziehen? Blochs Philosophie auf die engen Grenzen der Alltagspraxis zu reduzieren, käme dem Versuch gleich, die Niagara-Fälle in einer Badewanne aufzufangen. Daß diese Erkenntnis eher frustrierend als anspornend wirken muß, liegt auf der Hand. Vielleicht sind deshalb die bisherigen Versuche, Blochs erste - Hundertjahrfeier gebührend zu begehen, eher zaghaft.

Ganz augenfällig ist immerhin die Tatsache – aber wieviele haben bisher darüber nachgedacht? – daß Ernst Bloch wohl der einzige Philosoph ist, der in der Bundesrepublik Deutschland praktisch niemals kritisiert wurde. Warum galt und gilt Bloch heute noch als unantastbar? Warum wird praktisch jede Kritik an ihm vermieden, umgangen, verschleiert, auch von Seiten derer, die ideologisch und methodologisch meilenweit von ihm entfernt sind?

Zwei Aspekte aus seiner komplexen, widersprüchlichen Persönlichkeit scheinen mir dabei besonders relevant zu sein: einerseits seine Eigenschaft als deutscher Jude, der sich selbst stets als Verkörperung der historischen Symbiose beider Kulturren begriffen hat, andererseits als »Dissident« und als Philosoph, der seinen Lehrstuhl in der DDR aufgeben mußte und in den »Westen« kam. Für Konservative bis Linksliberale waren diese beiden Faktoren Grund genug, um den vielfach ungeliebten Philosophen nicht frontal anzugreifen. Die Linken respektierten in ihm den antifaschistischen Demokraten, sahen in ihm zum Teil den Verkünder eines von den verdinglichten Kategorien der Stalin-Zeit gereinigten Marxismus, zum Teil – und hier liegt vielleicht das widersprüchlichste Moment überhaupt – den von Idealismen und Revisionismen jeglicher Art beeinflußten Denker, dem sie trotzdem nicht vorwerfen konnten, objektiv oder subjektiv ein Agent der imperialistischen Bourgeoisie zu sein. Blochs Bekenntnis zum Marxismus konnte nicht ohne weiteres unter Hinweis auf seine unzähligen Abweichungen, Verzerrungen und Verkrustungen abgetan werden, ohne auch den positiven, nützlichen Rest seiner Philosophie über Bord zu werfen.

Jude, DDR-»Flüchtling«, unorthodoxer Marxist, Humanist, Vertreter der alten klassisch-enzyklopädischen Bildung, Ernst Bloch ist ein schwer festzulegender Denker, ein Sonderling ein Einzelfall, der keine wirkliche »Schule« bilden konnte, der – einer jeden wahren Systematik abhold – nur Anreger und Mahner, selbsternannter Burgvogt eines zwischen Himmel und Erde schwebenden Jerusalems sein wollte. Was bleibt aber wirklich von ihm, wenn man alle unverbindlichen, gefühls- oder glaubensmäßigen, rein postulativen Behauptungen beiseite läßt? Der weitaus größte Teil dieses Werkes harrt immer noch seiner Erschließung, er muß unbedingt einem Prozeß der Klärung, Läuterung und Filtrierung unterworfen werden. Bisher wurde diese Arbeit von niemandem in Angriff genommen, ganz im Gegenteil: alle Exegeten nehmen das Werk Ernst Blochs stets als geschlossene Einheit, als ein in sich kohärentes und stichhaltiges Ganzes, und es gibt auch zweifellos gute Gründe dafür. Solange man aber bestimmte Ansichten, Ideologeme und Theorien bei *anderen* Denkern und Schulen kritisch ablehnt, sie aber bei Bloch – der sie teils verzerrt oder modifiziert, teils aber intakt übernimmt – als integrierenden Bestandteil seines Werkes betrachtet und akzeptiert, wird es wohl unmöglich sein, von der Stufe vorgefaßter Meinungen und bloßer Huldigungen wegzukommen.

Eine erste Frage müßte lauten: Was kann heute ein Denker bedeuten, dessen Philosophie um den Begriff der Tendenz-Latenz der Utopie als Wesen der Geschichte und des Menschen kreist (»Menschsein heißt wirklich: Utopie haben«), und das in einer Zeit, die eines jeden messianisch-erlöserischen Denkens und einer jeden Geschichtsphilosophie verlustig gegangen zu sein scheint? Blochs mehrfach wiederholten Gedanken von einer offenen, stets gefährdeten, immer neu zu schaffenden Geschichte, tut dem wahren Leitgedanken seines ganze Werkes keinen Abbruch: die Geschichte tendiert mit unwiderstehlicher Gesetzmäßigkeit zum totalisierenden »Punkt Omega«, zum »Multiversum« des »Makanthropos«. Deswegen kann er behaupten: »Was die Hegelsche Dialektik für Marx wurde, das kann die eingesehene utopische Funktion in der Welt dem Materialismus werden, dem seiner Neugeburt so höchst bedürftigen...«. In einer Welt der totalen Bedrohung des Lebens, in der die Stimmung der Menschen zwischen Ratlosigkeit und Verzweiflung pendelt und die »nofuture«-Parole tagtäglich und auf verschiedenste Art und Weise bestätigt zu sein scheint, kann Blochs Utopie-Begriff wie ein Silberstreifen am düsteren Horizont wirken, nur: diese Blochsche Utopie ist eine Veräußerung der Seele, eine bloße Reflexion des Ichs. Das psychologisch-individuelle Moment, das existentielle Element der intimen Ich-Erfahrung ist immer Quelle und Ansporn des geschichtsphilosophisch-utopischen Denkens Blochs gewesen, und muß deswegen letzten Endes in der Sphäre der Überzeugungen, der subjektiven Gefühle und der nicht übertragbaren »inneren Erlebnisse« verankert bleiben. Jede mögliche objektive (und objektiv begründete) Sicherheit verflüssigt sich in den Dunst moralischer Entscheidungen. Die ganze »Ontologie« des Kosmos wird auf die Erscheinung und Entdeckung des Ichs reduziert, das Werden selbst – und in diesem Punkt erweist sich Bloch als konsequenter Hegelianer – als »Substanz« hypostasiert. Damit

aber verlagert er den »Sinn« der Geschichte auf die Ebene einer projektiven, dezisionistisch träumenden Subjektivität. In der Verbindung zwischen kosmisch-metaphysischen Gesetzmäßigkeiten und menschlich-subjektivem Zukunftsprojekt (»Prinzip Hoffnung«) spannt sich der Bogen einer pseudo-theologischen Geschichtsphilosophie ohne wissenschaftliche Gewähr.

Wichtig ist ohne jeden Zweifel Blochs Denk-Impuls, seine unbändige Freiheit. Weniger wichtig scheinen mir dagegen seine konkret-marteriellen Gedankeninhalte: dort nämlich wo diese *marxistisch* sind – das kommt auch bei ihm vor – , sind sie meist reine Exegese in freier Form; wo sie aber *nicht marxistisch* sind, sind sie fast immer verkappte, säkularisierte Theologie. Die Frage drängt sich deswegen auf: was hat Bloch eigentlich für den Marxismus geleistet? Viele sehen in ihm (und das nicht nur in Frankreich!) den größten und wichtigsten Marxisten, den Retter des Marxismus aus der machtpolitischen Verdinglichung, aus den Fesseln der historisch-konkreten Praxis. Sie sehen in Bloch den Propheten eines ethisch-subjektiven Marxismus, der Moses, Christus und die Apokalyptik, die mittelalterlichen Ketzer und Reformatoren, Kant, Hegel und den modernen Messianismus der Revolution in sich vereinigt. In der Tat findet man in Blochs Werk eine zwar. ungeordnete, kapriziöse, unsystematische und immer wiederholte Rezeption einer bestimmten Kultur: der alt-israelischen, klassisch-antiken, arabisch-jüdischen und deutschen. Was nicht diesen Kreisen angehört, wird von ihm am Rande wahrgenommen oder einfach ignoriert. So stellt er sich in die alte Tradition der deutschen Kultur, die von Herder und Kant über Marx bis zu den philosophischen Richtungen des ersten Viertels dieses Jahrhunderts reicht. Auch dies wäre kaum ein Grund, Ernst Bloch heutzutage wieder aktuell zu machen.

Einer Wiederbelebung des Interesses an Bloch steht mit Sicherheit seine Sprache, sein eigentümlicher Duktus entgegen. Gleichnisse, Symbole, Allegorien werden von ihm nicht wegen einer primär erkenntnistheoretischen Funktion verwendet, sondern in einer prophetisch-poetischen Absicht (vergessen wir es nicht: für die Römer war auch der Dichter -*vates*- ein Prophet!). Diese Sprache verwendet aber nicht die klärende, enthüllende Metapher, die auch Hegel teuer war, sondern die mit dem »Geheimnis« spielende und kokettierende, die verhüllende Metapher. Das *ineffabile* oder Unaussprechliche der Mystik wird so zum semantischen Kern der Sprache, zur »innersten Wahrheit« des Satzes. In Blochs Stil muß sich der Leser einen Weg durch das üppige Gestrüpp aus Zitaten, Anspielungen und Allegorien schlagen. Seine nicht selten seitenlangen Abschweifungen, seine unendlichen Ketten von Gedanken und Assoziationen, die sich beliebig lange wiederholenden Variationen über ein Thema berauschen und ermüden zugleich. Bloch, ein *rhetor* der alten Schule, geht intuitiv vor, nicht deduktiv. Seine Philosophie ist auf langen Strecken ein barockes *metaforeggiare,* in dem blendende Gedanken und anregende, höchst aktuelle Überlegungen (man lese z.B. seine »Differenzierungen im Begriff Fortschritt«in der »Tübinger Einleitung in die Philosophie« I) Hand in Hand mit schwülstigen, priesterlich-salbungsvollen Predigten gehen. Und gerade hier liegt diese »verführerische« Suggestivkraft der Sprache und des Denkens von Ernst Bloch – als »Verführer der Jugend« wurde er seines Leipziger Lehrstuhls enthoben – : er mischt Kategorien und Denkmotive verschiedenster Abstammung in einem bunten Reigen von meist unverbindlichen, semantisch unscharfen Begriffen, die aus unterschiedlichen Bereichen (Kunst, Literatur, Religion, Philosophie usw.) und ideologischen Ebenen (Mystik, Mythologie, Metaphysik, Idealismus, Materialismus) entnommen werden. Blochs Prozedur ist die Akkumulation, nicht die Selektion, wobei er stets von der eigenen Universalgelehrsamkeit getrieben wird. Durch seine gnomisch verrätselte Sprache zwingt er den Leser dazu, seine Denkwege nachzuvollziehen, und zwar auf einem der sokratischen *Mäeutik* geradezu entgegengesetzten Weg. Während Sokrates nämlich vom Unmittelbar-konkreten (und auch allgemein-verständlichen) bis zum Abstrakten (nur erfaßbar nach eben einem anstrengenden, dialektischen Denkprozess) aufsteigt, stellt Bloch seinen Leser unmittelbar vor Rätsel, um ihn dann – meistens auf verschlungenen Pfaden – zu einem Gedanken zu bringen, der häufig schon von anderen gedacht und ausgedrückt wurde.

Diese wuchernde, dahinströmende Sprache kann ebensogut faszinieren wie abstoßen, was von der jeweiligen Individualität des Lesers abhängt. Deswegen kann Bloch anregend und lehrreich für Individuen, nicht aber für Gruppen oder irgendwelche kollektiven Gebilde sein. Anders ausgedrückt: Bloch kann nicht *politisch* verwendet werden. Man spricht vom »Lyriker für Lyriker« (Paul Valéry, Jorge Guillén); vielleicht ist auch Bloch ein »Philosoph für Philosophen«. Jedenfalls ist es außerordentlich schwierig, ein Buch von Bloch zu rezensieren, zu exzerpieren, Konspekte daraus zu machen, ohne entscheidende Substanzverluste in Kauf nehmen zu müssen. Seine Bücher sind auf vielerlei Art und Weise »Anleitungen zum Denken«, selten oder fast nie »Anleitungen zum Handeln«.

Wer liest heute Bloch? Wem kann man seine Lektüre empfehlen? Sicher würden die Antworten auf diese Fragen in Frankreich anders als in Japan in den USA anders als in der Bundesrepublik lauten. Als Mahner und Herold einer Zeit und einer Menschheit, die noch-nicht-sind, läuft aber seine gewaltige Stimme Gefahr, in einer von den erdrückenden Lasten und Ängsten des real-unmittelbaren Alltags gepeinigten Gesellschaft gänzlich überhört zu werden.

Konkret 07/85, S. 74

Ulli Langenbrinck

Salsa-Sommer
Auf der Suche nach Amerika: Salsa-König Ruben Blades

Er singt von Geheimpolizisten und Verschleppten, von Priestermord und Straßenraub – ungewohnte Texte zum uralten karibischen Tanz-Beat, bei dem man so schön mit den Hüften wackeln kann: Ruben Blades, 36, Musiker, Erzähler, Rechtsanwalt aus Panama. Im Juli kommt er in die BRD

Als Blades 1974 Panama verließ und nach New York ging, *dem* Salsa-Mekka, winkten die Plattenfirmen zunächst ab und meinten, seine Texte seien zu lang und zu lyrisch. Lang sind seine Texte in der Tat und lyrisch wohl auch, was der Tanzbarkeit seiner Musik allerdings keinen Abbruch tut. Er macht einen Salsa mit der ganzen Perkussion, den claves, timbales, bongos, congas, mit den synkopierten, suggestiven Rhythmen dieses karibischen Mischmaschs, verarbeitet den afrokubanischen *Son* ebenso wie die *Merengues* aus der Dominikanischen Republik mit Jazz-Einflüssen, Vibraphon und Synthesizer. Aber im Gegensatz zu den sonst eher schlichten Fiesta-Texten erzählt Blades Geschichten, witzig und schlau ausgedacht; es sind lebendig und scharf gezeichnete Momentaufnahmen aus dem Straßendschungel New Yorks und den lateinamerikanischen Metropolen, von Polizisten, SchmalspurPlayboys, goldzahnblitzenden Messerstechern, müden Prostituierten, Priestern und Besoffenen. Zum Beispiel von Pedro Navaja, einem kleinen schmierigen Gigolo, der in Ermangelung anderer Einkünfte eine abgeschabte Prostituierte überfällt. Nur hat die Dame dasselbe Ansinnen wie er, sie erschießt ihn nämlich. Keiner hat was gesehen, keiner hat was gehört. Am nächsten Morgen stolpert ein Betrunkener über die beiden Leichen und brabbelt vor sich hin: »Ja ja, das Leben bringt so seine Überraschungen...« *»Pedro Navaja«* wurde zu einem Salsa-Klassiker. Wenn es eine Erzählung gebe, die er gern geschrieben hätte, sagte Gabriel Garcia Marquez, sei es die von Pedro Navaja, dem lateinamerikanischen Mackie Messer. Überhaupt scheint die Freundschaft zwischen dem Nobelpreisträger und dem »Salsero« sehr furchtbar zu sein: Blades wird demnächst ein Album mit Liedern veröffentlichen, die auf verschiedenen Erzählungen von Garcia Marquez basieren.

Wie kommt ein junger Rechtsanwalt aus Panama dazu, nach New York zu ziehen und Salsa zu machen? Blades sagt selbst, daß seine Großmutter, bei der er aufgewachsen ist, ihn sehr stark geprägt und zum trouble-maker erzogen habe. Sie muß schon eine tolle Frau gewesen sein, freigeistig, eine der ersten Frauen in Panama, die darauf bestand, eine Hochschule zu besuchen, zu einer Zeit als Frauen an den panamesischen Universitäten nicht zugelassen waren. Ohne Respekt vor kirchlicher und weltlicher Autorität, kämpfte sie für das Frauenwahlrecht, praktizierte Yoga, kochte vegetarisch und führte spiritistische Sitzungen durch – eine intelligente Hexe wie aus einem Roman von Garcia Marquez. Ruben lernte einen bürgerlichen Brotberuf, studierte Jura und verließ die Universität von Panama als Rechtsanwalt. Nur wirkt ein Rechtsanwalt, der samstagabends auf der Bühne steht und mit den Maracas rasselt, nicht gerade seriös auf seine potentiellen Klienten. Also entschied sich Blades für die Musik. Und zwar in New York, das mit seinen zwei Millionen Latinos der Schmelztiegel ist, in dem die karibischen Rhythmen zur Salsa werden. Doch Blades klebte erst mal Briefmarken auf die Geschäftspost von FANIA, *dem* Salsa-Làbel schlechthin, bis er 1975 die Chance bekam, beim hochgeschätzten Salsa-Bandleader Ray Barretto zu singen. Nach zwei Jahren war Blades kein namenloser panamesischer Einwanderer in New York mehr, sondern einer der Top-Sänger der FANIA ALL STARS, die so ziemlich alle Salsa-Größen vereinte. Mit Willie Colon und den FANIA ALL STARS produzierte Blades vier Goldalben und eine Grammy-Nominierung, 1978 wurde er zum »Sänger des Jahres« sowie zum »Komponisten des Jahres« erklärt. Die mit Willi Colon gemeinsam produzierten Lieder liefen sich gegenseitig den Rang in den Latin-Hitparaden ab. 1980 veröffentlichte er das Musikepos »Maestra Vida« (etwa: Lehrmeister(in) Leben) – eine lateinamerikanische Familiensaga, die vom Leben und Sterben dreier Generationen berichtet. Die Theatergruppe der Autonomen Universität Mexiko brachte »Maestra Vida« auf die Bühne.

Blades rangiert mittlerweile auf Platz drei der Liste der bekanntesten Persönlichkeiten seines Landes, gleich hinter Präsident Torrijos und dem Boxer Roberto Duran. Und wo ein Massenpublikum ist, da fehlen auch die Zensoren nicht. Die exilkubanischen Vorkämpfer für Frieden und Freiheit zum Beispiel fanden es gar nicht so nett, daß Blades/Colon in ihrem Hit »Tiburón« einen gewissen Haifisch beschimpften, der in der Karibik sein Unwesen treibt und sich gern El Salvador einverleiben würde. Von sämtlichen Latino-Sendern in Miami wurde das Lied verboten. Seitdem weigert sich Blades, in Miami aufzutreten.

In Venezuela wurde ein Lied aus »Maestra Vida« verboten, in Panama setzte die Zensur gerade »Decisiones« (»Entscheidungen«), von der neuesten Blades-LP auf den Index, weil das Lied Alkoholismus und Ehebruch predige. Blades: »Ich weiß nicht, woher sie das haben, denn der Betrunkene in dem einen Lied wird von einem Lastwagen überfahren und der, der in dem anderen Lied seine Frau betrügen will, kriegt eins über den Schädel. Na ja, ich denke, die Zensur wird eines Tages auch zensiert werden, und zwar vom Volk.« Aber vielleicht schmerzen in den katholischen Republiken I.ateinamerikas ganz andere Dinge: daß da nicht ein einsamer Musiker seine Protestsongs abzieht, sondern ein

kommerziell erfolgreicher Salsero in deutlichen Bildern spricht, dessen Platten aus jeder beliebigen Jukebox in New York und Lateinamerika dröhnen und zu dessen Musik man auch noch wunderbar mit den Hüften wackeln kann .

Zum Beispiel zu »Piastico« »Plastikgirl«, (dem bei Erregung allenfalls »Schannel Numero three« aus den Poren steigt) trifft Plasticboy (den Kamm immer griffbereit); gemeinsam bekommen sie nette Plastic-Kinder, die nicht mit »dreckigen Hautfarben« spielen dürfen.. Die ganze family ißt lieber Fensterkitt, um einen ordentlichen Mittelklassewagen fahren zu können und schielt zum großen Plasticbruder im Norden, ohne zu bedenken, daß Plastik die unangenehme Eigenschaft hat zu schmelzen, sobald es der Sonne ausgesetzt ist, die in einigen Gegenden Lateinamerikas ziemlich heiß vom Himmel brennt. Was lehrt uns das? »Latino, laß Dich nicht von importierten Modellen verwirren, die auch keine Lösung bieten. Setz Dich selbst hin und suche nach den Hintergründen, laß uns gemeinsam arbeiten, um mit der Unwissenheit Schluß zu machen.«

Gegen David Bowie und Pat Matheny mit ihrer unsäglichen Schnulze »This is not America« singt Ruben Blades sein: »Ich suche Amerika, aber ich fürchte, ich kann es nicht finden, ich lebe in einer Diktatur, aber wo ist bloß Amerika? Es liegt an uns, Dich zu befreien, Amerika.«

Auch die anderen Stücke auf seinem Album »Buscando America« sind nicht gerade Schonkost für ein Disco-verwöhntes Publikum. In *»Desaparecidos«* bekommen die Zehntausenden von Verschwundenen in verschiedenen lateinamerikanischen Ländern Namen und Gesichter: »Seit drei Tagen suche ich meine Schwester/ sie heißt Altagracia, genau wie ihre Oma/ Sie kam von der Arbeit und wollte zur Schule/ Sie trug ein Paar Jeans und eine weiße Bluse/ Ihr Freund war es nicht, der ist zuhause/ Weder bei der Polizei noch im Krankenhaus weiß man etwas von ihr.« Das Ganze in einen langsamen Reggae verpackt. Oder: Ein Killer kommt in die Kirche, wo »Pater Antonio und sein Meßdiener Andrés« gerade die Kommunion austeilen. Er erschießt beide, den Priester, der sich gegen die Unterdrückung geäußert hat und den Jungen, der davon träumt, eines Tages den Fußballstar Pelé zu treffen. *»Elpadre Antonio y su monaguillo Andrés«* würde mühelos auch hierzulande Eingang in die Hitparaden finden: es ist eines der schönsten Salsa-Stücke der letzten Jahre. Und es erinnert an den salvadorianischen Erzbischof Arnulfo Romero, der von einem Killerkommando während des Gottesdienstes ermordet wurde. Ruben Blades: »Ich bin Anhänger der Gewaltfreiheit. Aber natürlich teile ich, was Erzbischof Romero gesagt hat: 'Es kommt ein Moment, in dem die Verletzung des Rechtes einen Grad erreicht, der die Rebellion gegen die Ungerechtigkeit gerecht macht.'« Die anderen Geschichten auf »Buscando America« erzählen vom Leben in den Latino-Ghettos in New York, von einem betrunkenen Fahrer, der über seinen Machismo stolpert, von der Sehnsucht ausgewanderter Lateinamerikaner, wie in dem Lied *»Todes vuelven«* – »Alle kehren zurück«, ein alter peruanischer Vals, der völlig neu im Salsa-Gewand daher kommt.

Außer seinen Songtexten schreibt Blades noch Artikel für »Estrella de Panama«, eine panamesische Tageszeitung, und Kurzgeschichten. Eine solche singt er auch auf seinem neuen Album. Sie trägt den auf den ersten Blick unverständlichen Titel »G.D.B.D.« – ein Abkürzung für »Gentes Despertando Bajo Dictaduras« – Leute Erwachen unter Diktatur. Ein Geheimpolizist schlurft morgens ins Badezimmer, zieht sich das Hemd über, stippt ein Stück Brot in den Kaffee, den ihm seine Frau gekocht hat – kurz: rüstet sich für seinen Job, als das Telefon klingelt und seine Dienststelle ihm mitteilt, heute gehe es los. Es ist der Tag, an dem der Rest der Bevölkerung unter einer Diktatur erwachen wird. Blades singt seine Kurzgeschichte im Sprechgesang, der über einem Guaguancó liegt. Guaguancó ist eine Spielart der kubanischen Rumba, der Festmusik der schwarzen Sklaven, und repräsentiert so ziemlich alles, was der weißen Kolonialherrschaft verhaßt gewesen ist: aufrührerische Trommelschläge, »unmelodischer Gesang«, aufreizendes Hüftschwenken, verbunden mit lockenden Ausrufen... Der Guaguancó macht die eher beiläufige, wörtliche Rede des Geheimpolizisten gespenstisch, irreal und real zugleich.

»Immer habe ich mit Schriftstellern diskutiert, die sich darüber beklagen, daß die Leute nicht lesen«, sagt Blades, »aber sie haben eigentlich nichts unternommen, um ihre Literatur dem Volk nahe zu bringen. Deshalb *singe* ich diese Kurzgeschichte, und ich behaupte, die Leute haben sie nicht nur *gelesen,* sie können sie sogar auswendig.«

In *»Decisiones« – »Entscheidungen«* heißt es im Refrain: »Einige gewinnen und einige verlieren«. Wer gewinnt und wer verliert? Blades: »Diejenigen, die suchen, teilnehmen, sich bewegen, die gewinnen. Diejenigen, die sich nicht vom Fleck rühren, verlieren.« Wenn es nach der Aktivität geht, hat Ruben Blades schon gewonnen. Für zwei Filme schreibt er die Musik, in einem spielt er selbst die Hauptrolle: »Cross Over Dreams,«, einem Film über einen Latino, der nach New York auswandert, um Salsa zu machen. »Cross Over Dreams« wird bei den Münchner Filmfestspielen im Juli gezeigt werden . Die nächste LP ist in Arbeit – »Unernste Lieder«, Straßengeschichten, zusammen mit Joe Jackson und Linda Ronstedt. Gleichzeitig hat er sich in Harvard immatrikuliert, um seinen Magister in Internationalem Recht abzulegen. Er hat vor, nach zehn Jahren nach Panama zurückzukehren, eine politische Partei zu gründen und für die Demokratisierung zu arbeiten – nicht Morgen, aber er will vorbereitet sein.

Mit welchem Programm will er antreten? »Ich versuche mich an die Wahrheit zu halten. Wenn man das allerdings in Lateinamerika tut, wird man automatisch für einen Kommunisten gehalten, der ich aber nicht bin.«

Der argentinische Schriftsteller Julio Cortazar forderte vom lateinamerikanischen Intellektuellen eine dreifache Militanz: (I) Sein politisches Engagement in den Kontext seines Werkes einzubeziehen. (2) Für die Verbreitung seines Werkes in den Massenmedien zu kämpfen und (3) in fortschrittlichen politischen Organisationen mitzuarbeiten: Ruben Blades, Musiker, Komponist und Rechtsanwalt, hat die ersten beiden Punkte abgehakt und gerät in beängstigender Nähe zum Dritten.

Kasten Seite 76

SALSA, das ist – Soße. Eine Soße aus sehr unterschiedlichen Ingredienzen. Zutat Nr. 1 sind die Rhythmen und Gesänge der in die Karibik deportierten westafrikanischen Sklaven. Zutat Nr. 2 ist die traditionelle Musik der spanischen Kolonialherren und der weißen Siedler, deren Instrumente und Sprache sich mit den schwarzen Rhythmen verbanden. im Laufe der Jahrhunderte wurde aus Nr. 1 und Nr. 2 die Tanzmusik der Karibik und Mittelamerikas überhaupt: der Son in Kuba und die Merengue in der Dominikanischen Republik. In den vierziger Jahren schwappte die erste Welle der kreolischen Klänge in die USA, wo sie sehr schnell Elemente des Jazz aufnahm: Zutat Nr. 3 sind die Bläsersätze der US-amerikanischen Big-Bands. Damit aber wurde die Mixtur auch für den »Weißen« Markt interessant und verließ mit dem Etikett »Salsa«, die Latino-Ghettos. Gleichzeitig aber wurde Salsa zum Ausdrucksmittel der New Yorker Latinos selbst, für die der American Dream längst zum Alptraum geworden war.

Die herausragendsten Figuren der Salsa sind die Kubanerin Celia Cruz, die »Königin der Salsa«, der puertoricanische Bandlieder Willie Colon und der aus Panama stammende Ruben Blades.

Konkret 07/85, S. 78

Hannes Krauss

Bücher: Gedanken-Spiele

Elias Canetti: Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931-1937. Carl Hanser Verlag München, 1985, 358 Seiten, DM 39,80

1933, beim Umtrunk nach einer Arbeitstagung über moderne Musik, wollte der Dirigent Hermann Scherchen demonstrieren, daß er es auch in der Kunst des Handlesens zu einiger Virtuosität gebracht hatte. Einem 28jährigen Schriftsteller, der noch nichts publiziert, ihm aber kurz zuvor den Rang bei der Mahler-Tochter Anna abgelaufen hatte, prophezeite er: »Sie werden keine Dreißig. – Die Lebenslinie bricht ab, hier!« Der, dem das Orakel galt, hieß Elias Canetti; am 25. Juli feiert er seinen 80. Geburtstag. Im dritten Band seiner Lebensgeschichte *'Das Augenspiel'* erinnert er sich an jene Episode – und an anderes aus der Zeit, als er sich nach Abschluß seines Chemiestudiums und der Niederschrift des Romans *'Die Blendung'* in der Wiener Kulturszene etablierte.

Autobiografie-Fans, die an der *'Geretteten Zunge'* und der *'Fackel im Ohr'* das »Poetische« und die »intensive Erlebnisfähigkeit« zu schätzen wußten, seien gewarnt: die bloße Fortsetzung der »Geschichte einer Jugend« und der »Lebensgeschichte 1921-1931« finden sie hier nicht. Sicher, das Buch zeichnet ein farbiges Bild vom künstlerischen und intellektuellen Leben im Wien der 30er Jahre, von den Kaffeehäusern und Salons und von jenen kleinen und großen Geistern, die sie mit ihren Eitelkeiten und Marotten bevölkerten. Canetti porträtierte Freunde und Feinde. Die Zuneigung zu Hermann Broch, Fritz Wotruba (Bildhauer) und Ludwig Hardt (Rezitator), den Respekt für Robert Musil oder die Leidenschaft für Anna Mahler stellt er gleichermaßen lebendig und witzig dar, wie die Abneigung (mitunter gar Feindschaft) gegen Hermann Scherchen, Alma Mahler-Werfel oder Franz Werfel. Dazwischen tummeln sich andere, die Rang und Namen haben: Ernst Bloch und Thomas Mann, Alban Berg und James Joyce, ja sogar Herder, dessen Zimmer der Autor in Straßburg bewohnte und Lenz, dessen Begegnung mit Goethe er auf dem Münster-Turm nachfühlt.

Aber Canetti hat keine Memoiren aus großer Zeit geschrieben, in die sich die Nachgebornen bequem versenken können, um darin ihre kleinen Tagträume zu inszenieren. Im Gegensatz zu den ersten Teilen der Autobiografie wollen sich bei der Lektüre jene Momente von Idylle und Geborgenheit, jene voyeurshafte Lust an der Fremdheit und Buntheit nicht mehr einstellen. Der Protagonist ist älter und selbstbewußter geworden, der Stil des Autors schärfer, – nicht polemisch, aber entschieden. Was in einzelnen agressiv-satirischen Szenen der *'Fackel im Ohr'* anklang, hat sich nun verfestigt: ein kompromißloser Moralismus in Angelegenheiten des Sprechens und Denkens. Canettis rigorose Ablehnung von Kitsch und Geschwätz, der einen ebenso rigorosen Toleranzanspruch nicht ausschließt (»die Worte der anderen gelten lassen«), seine Auseinandersetzung mit literarischen Vorbildern (Gogol und Büchner, Musil und Broch), kurz sein fortdauernder Versuch, »dem Menschen, wie er in der historischen Zivilisation erscheint, auf seine Schliche zu kommen«, ist faszinierend zu lesen, was nicht heißt: leicht. Dieser Teil der Lebensgeschichte läßt sich nicht mehr als konsumierbares Erinnerungsbuch mißbrauchen; hier wird weniger erzählt, mehr reflektiert. Claudio Magris rät, Canettis Autobiografie mit »Begeisterung und Verdacht« zu lesen, weil da ein verbindlicher alter Herr sein früheres Werk selbst kommentiere, »so, als entdecke man Jahrzehnte später den Kafkaschen 'Prozeß' und Kafka, liebenswürdig und älter geworden, erschiene als Wegweiser durch sein eigenes Labyrinth«.

Im '*Augenspiel'* begnügt sich Canetti nicht mehr damit, sein Werk zu kommentieren. Zentrale Themen seines literarischen und essayistischen Schaffens greift er noch einmal auf, um sie neu zu formulieren. Er spielt mit der Gattung Autobiografie (die Assoziation *'Dichtung und Wahrheit'* ist sicher nicht unerwünscht), und heraus kommt eine neue, leisere Variante seines lebenslangen Versuchs, den Menschen auf die Schliche zu kommen. Canetti berichtet detailliert über den Entstehungsprozeß seines Romans *'Die Blendung'* er referiert zentrale Ideen des Romans und seines – damals noch geplanten – Essays *'Masse und Macht,* aber er nimmt dies zugleich zum Anlaß, sich mit seiner damaligen Weltsicht auseinanderzusetzen.

Kernstück des Buches sind die Gespräche mit einem geheimnisvollen Dr. Sonne. Er sitzt im »Cafe Museum«, hat eine entfernte Ähnlichkeit mit Karl Kraus, beherrscht viele Sprachen (darunter Hebräisch und Arabisch) und ist mit seinem geduldigen Zuhören, seinem umfassenden Wissen und seiner Art, unauffällig zu korrigieren ein Lichtblick im »Kaffeehausleben«: jener »Schwemme von Ich-Reden, Beteuerung, Bekenntnis und Selbstbehauptung«. Dr. Sonne spricht »in jener vollkommenen Durchsichtigkeit, die Musil sich erst im Schreiben abgewann«; nichts wird »durch ihn abgeschafft und erledigt. Es war interessanter als zuvor, es war gegliedert und erleuchtet«. Canetti wies häufig auf den prinzipiellen Unterschied zwischen lebenden Menschen und literarischen Figuren hin: durch eine bis zur Verzerrung zugespitzte Figurengestaltung sollten die Menschen aufgerüttelt, zum Nachdenken provoziert werden. Mit Dr. Sonne hat er nun »das Gegenteil einer Figur« geschaffen, den Über-Menschen, den positiven Gegenentwurf zum Kien aus der *'Blendung'* Was dort in die Katastrophe mündete, wird hier im Wunschbild aufgehoben. Der Intellektuelle verstrickt sich nicht mehr in seine Bücher und sich selbst, sondern er nutzt seine Fähigkeiten produktiv zur rationalen Auseinandersetzung mit der Welt.

Wie Schuppen fällt es dem Leser von den Augen: Dr. Sonne ist keine reale Person, der Name (Sonne.= Licht, das Leben und Wärme spendet) steht in metaphorischem Kontrast zu Kien (Assoziation von zerstörendem Brand, wie die Hauptfigur der *'Blendung'* zuerst auch hieß); der Sinologe Kien hatte sich mit seinen Büchern verbrannt, nun ist er in Dr. Sonnes fernöstlich anmutender Weisheit wiederauferstanden. Eine ähnliche Opposition fällt auch beim Vergleich der Titel *('Die Blendung - 'Das Augenspiel')* auf. Überdeutliche Hinweise im Buch selbst auf Brochs oder Anna Mahlers Augenspiel (»Sie bestand aus Augen, was immer man sonst in ihr sah, war Illusion«) sind weniger eine Entschlüsselung des Titels als eine weitere Variante des Spiels. Der in der *'Blendung '* negativ gestaltete Wahrheits- und Aufklärungsanspruch wird nun ins positiv Utopische gewendet. Nachdem die literarische Öffentlichkeit den Roman dreißig Jahre lang völlig ignoriert hatte und auch heute noch mehr Exemplare verkauft als gelesen werden, propagiert Canetti seine Vision vom vernünftigen, toleranten und wahrheitsliebenden Menschen noch einmal andersherum.

'Das Augenspiel' ist ein Alterswerk im doppelten Sinne. An die Stelle des atemlosen Engagements ist abgeklärte Erfahrung getreten, zugleich hat das Insistieren auf Humanismus und Aufklärung etwas rührend »Altmodisches«. Arroganter Pessimismus ist dennoch unangebracht, eher Wehmut. Wenns schon damals nicht geholfen hat, mit der besseren Welt im Kopf die schlechte zu kritisieren, wie wirkungsvoll sind Vernunft und Integrität dann im Zeitalter von »SDI« und »Neuen Medien«? (Wie wenig die Realität der Warenwelt Rücksicht nehmen kann auf die Prinzipien eines Schriftstellers, der sich zeitlebens weigerte, nur für Geld zu schreiben, der es Brecht nie verzeihen konnte, daß der sogar noch stolz war auf ein Auto, das er sich mit einem Reklamegedicht erschrieben hatte, demonstriert eindrucksvoll die Korrespondenz des Hanser-Verlags; auf dem Frankierstempel wird für *'Das Augenspiel '* geworben !) Einen Beweis für die Grenzen seiner Philosophie liefert Canetti selbst. In der Auseinandersetzung mit dem Faschismus versagt sie. Hitler ist »der Mann mit dem unaussprechlichen Namen«, bei dem »die Geringfügigkeit des gedanklichen Gehalts, der als Antrieb diente, (...) in einem unbegreiflichen Gegensatz zu seiner Wirkung stand«. Noch Mitte der dreißiger Jahre hoffte Canetti, daß, »was durch Worte in Gang gehalten wurde, (...) durch Worte aufgehalten werden könne und hielt deshalb seine *'Komödie der Eitelkeit'* »für eine legitime Entgegnung auf die Bücherverbrennung«. Warum er sich da irrte, hätte er bereits damals bei einem anderen Zeitgenossen nachlesen können: in Blochs 'Erbschaft dieser Zeit'.

Das heißt nicht, man könne aus Canettis Erinnerungen nichts mehr lernen. Im Gegenteil: in ihrer intellektuellen Aufrichtigkeit sind sie ein Vorbild, das Mut macht und das nötig ist in einer Zeit, da gerade die sogenannten Linken politische Haltungen wie die Mode wechseln.

Konkret 07/85, S. 80

Notizen

»Ich habe noch nie so viele Platten verkauft wie mit der neuen LP 'Working Week – Working Night'«, sagt Larry Stabbins, der musikalische Kopf der britischen Kultgruppe »Working Week«, renommierter Freejazz Saxophonist (Mitglied des Louis Moholo Trio und London Jazz Composer Orchestra), der sich noch jüngst mit Gelegenheitsjobs im Straßenbau seinen Lebensunterhalt verdienen mußte. Mit der Gruppe »Working Week«, der noch der Gitarrist und ehemalige Sprecher der britischen Jungkommunisten Simon Booth und die schwarze Sängerin Juli Roberts angehören, setzte Stabbins weniger auf gute Musik, denn aufs große Geld. Mit kühler, lässiger Eleganz werden alte Stile wie Swing, Bebop und Latin aufgegriffen und in eine adrette Mixtur verzaubert. Selbst vor der Schändung des südamerikanischen Freiheitsliedes »Venceremos« mit sanftem, sophisticated Bossa Nova schrecken die mondänen Jazzer nicht zurück. Die nett arrangierten, in die Beine fahrenden Stücke swingen wieder die alten Zeiten herbei, als es aufwärts ging und die Welt noch in Ordnung schien.

Fremde Sprache?

»Ekkehard Schall ist in New York für sein erfolgreiches USA-Gastspiel mit Liedern, Gedichten und Szenen von Bertolt Brecht der renommierte ‘Obie-Theaterpreis für herausragende Verdienste’ verliehen worden Es ist das erste Mal in der dreißigjährigen Geschichte der Vergabe des Preises, daß einem Künstler diese Auszeichnung für Vorstellungen in einer fremden Sprache verliehen wurde, »meldete die »Junge Welt« aus Berlin (DDR).

Ehrung

Mit einem Nachruf hat »Casa de las americas« das in Havanna beheimatete Literaturinstitut, den im Kampf gegen die Contras in Nicaragua gefallenen Dichter Ali Gomez Garcia geehrt. Er hatte erst kürzlich in Havanna den Literaturreis Lateinamerikas 1985 im Genre Dokumentarbericht für sein Buch »Falsche, bösartige und skandalöse Überlegungen eines Nangara« entgegengenommen. Der in Venezuela geborene Autor, der seit 1978 in Nicaragua gelebt und sich der sandinistische Befreiungsbewegung angeschlossen hatte, ist 34 Jahre alt geworden.

La Ciotat

Die Uhrzeit? Der Tag der Aufnahmen. Keiner weiß es. Am 28. Dezember 1895 aber wurde Film zum Kino: Die Gebrüder Lumière zeigten »Die Ankunft des Zuges im Bahnhof La Ciotat«. Seitdem ist der Film nicht mehr von der Eisenbahn losuekommen und das Kino lebt davon. Die »Eisenbahnjahr Ausstellungsgesellschaft mbH Nürnberg« hat's kapiert und weil in diesem Jahr deutsche Züge seit 150 Jahren rollen, zeigt die Gesellschaft mit beschränkter Haftung noch bis zum 18. August in Nürnberg in einem eigens errichteten Kino insgesamt 60 Filme, in denen der Zug abgeht. Im Bucher-Verlag ist dazu ein Katalog und Bildband erschienen (Ulfilas Meyer: »Kino-Express – Die Eisenbahn in der Welt des Films« 130 Seiten, Abbildungen, Filmographie, Bibliographie, 18,80 DM), dem man allerdings eine leicht wehrhaftere Bindung gewünscht hätte. Diese Kursbuch für den Eisenbahn-Film ist nicht für den Gebrauch bestimmt: zwei Griffe und schon besteht es aus drei Teilen.

Afrikanische Sprach-Einheiten

Keine Literaturkonferenz kein Symposium in Afrika ohne Debatte über die Rolle der Koloniol-Sprachen. Die Kontroverse so richtig in Gang gebracht hat der Kenianer Ngugi wa Thiong'o, als er in Kikuyu zu schreiben begann und den Londoner Heinemann-Verlag zwang, seine Bücher zunächst in der Muttersprache und erst dann auf Englisch zu veröffentlichen.

Von den Politikern in Kenia wird ihm nun vorgeworfen, den Rückfall in den Tribalismus zu fördern und das »notion building« zu behindern. Gegen die Volkssprache in der Literatur sind die südafrikanischen Autoren. Auf der letzten Commonwealth-Kulturkonferenz im November sprach der Kritiker Lewis Nkosi Ngugi wa Thiong'o in Zulu an, um zu beweisen, daß Ngugis Forderung den Dialog der Afrikaner untereinander erschwere. Und beim Kölner Literatursymposium schreibender Frauen trat die Südafrikanerin Miriam Tlali für »Englisch als die uns einende Sprache und als Ausdruck des Protests« ein: »Sie müssen uns verstehen, denn man möchte uns Schwarze von der Welt ablösen und uns in Bantustans

verdammen .« Immer wieder geäußertes Gegenargument: Mit den alten Kolonialsprachen würden automatisch auch neokoloniale Gedanken und Vorstellungen transportiert.

Die Lösung könnte in der Mischung liegen: Wole Soyinka, einer der besten Dramatiker Afrikas, nennt als Beispiel dafür die »Kreolisierung der Kolonialsprachen« auf Jamaika und Haiti: »Für die Entkolonisierung brauchen wir auch eine neue Sprache. Nicht eine ganz andere. Es liegt an uns, das Englisch oder das Französisch vom kolonialen Geist zu befreien und beide zu afrikanisieren. Das wird nicht ein internationales Pidgin English sein, nein, ein nigerianisches, ein südafrikanisches, ein kenianisches, ein grenadisches, ein neuguineanisches und selbst ein für den Londoner Stadtteil brixtonisches Englisch.«

»Züri brännt« in Australien

Mit einer Auswahl von Schweizer Filmen geht das Zürcher Dokumentarvideo »Züri brännt« diesen Sommer auf Neuseeland- und Australientournee. Organisiert wird die Reise von der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, deren Aufgabe es ist, die kulturelle Präsenz der Schweiz im Ausland zu gewährleisten. Damit der Film im fernen Asien goutiert werden kann und die Neuseeländerinnen und Australierinnen die Zürcher 80er-Revolte verstehen können, ließ die Pro Helvetia eine Lichttonkopie anfertigen und finanzierte eine Übersetzung in die englische Sprache, was insgesamt gegen 10.000 Franken kostete.

Danys Plan

Daniel Cohn-Bendit, nach eigener Einschätzung »Lautsprecher« der Bewegung (jetzt allerdings mit Equalizer), plant seine Karriere von New York aus. Dem Szene-Blatt Village-Voice verriet er, für welchen Kabinettsposten in einer künftigen SPD/Grünen-Regierung er sich fit macht »Ich würde gern Außenminister sein. Warum nicht? Ich glaube, ich bin ein viel intelligenterer Antikommunist als Ronald Reagan « Seit wann ist der Außenminister?

Nicht akzeptiert

Ein Jahr in Manhattans Lower Eastside: Der Wuppertaler Bassist Peter Kowald, europäischer Freejazzer der ersten Stunde, kehrte nach einem einjährigen New York-Aufenthalt in die BRD zurück. Höhepunkt seiner New York Aktivitäten war die Organisation des »Sound-Unity-Festivals«, an dem Jazzer aus den zersplitterten New Yorker Szenen teilnahmen. Kowald lernte jedoch nicht nur ein funkiges New York kennen, sondern auch Rassenprobleme unter den Musikern, den harten Konkurrenz- und Überlebenskampf in einem kulturfeindlichen konservativen Klima. Kowalds Bilanz; »Die USA akzeptieren die einzige ureigene kulturelle Tat, die sie in diesem Jahrhundert vollbracht haben, den Jazz, immer noch nicht. Das ist die wichtigste Erfahrung. Die andere ist, daß man trotzdem all diese Aktivitäten sieht und hört: man versucht, sich nicht unterkriegn zu lassen.«

Hoch die Tassen

Wer durch ist mit den 934 Ausstellungen des Westberliner Horizonte-Festivals, darf die 935. auf keinen Fall auslassen: Mao Tse-Tung *Die Kultur der Kulturrevolution* (Galerie 70). Hier hat der verdiente Freund des Volkes und unerbittliche Übersetzer der Peking-Rundschau Jörg Meinhard Rudolph die heute schon raren Stücke einer Massenkunst-Epoche zusammengetragen, die bei dem gegenwärtigen China-Hurra in Vergessenheit zu geraten drohen: Buttons, Poster, Wandzeitungen und andere einst so nützliche Achtundsechziger-Accessoires. Daneben aber auch Originales aus dem Reich des goldenen Mittelweges Thermoskannen, Wecker, Stoppuhren, Teetassen, Rasierpinsel – von allen Objekten lächelt gütig-pausbäckig der Große Vorsitzende. Griesgrämig sind nur die Aussteller. Sie distanzieren sich fortwährend von der »primitiven Vielseitigkeit«, dem »gigantischen Schund« und der »unfaßlichen Ansammlung« bunter Bildchen. Aber, spricht Mao, Kultur ist was Gutes, außer man tut es.

Sohne-Mann

Kurt Tucholsky schrieb 1928 in der »Weltbühne« über Klaus Mann: »Man braucht nicht gleich auf das Niveau Klaus Manns herunterzusteigen, der von Beruf jung ist und von dem gewiß in einer ernsthaften Buchkritik nicht die Rede sein soll...« Da hatte Mann, gerade 22 Jahre alt mit seinem ersten Theaterstück wenig Lob geerntet. Später wurde er ein

bedeutender Exil-Autor deutscher Sprache, schrieb er Romane und Reportagen, war er als Berichterstatter im spanischen Bürgerkrieg, gab Exilzeitschriften heraus und nahm als Soldat der US-Army am alliierten Feldzug in Italien teil.

Der Wert von Uwe Naumanns Mann-Biographie (»Klaus Mann mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten«, Rowohlts Monographien 332, 8,80 DM) liegt vor allem in der Darstellung dieser wechselvollen Entwicklung der Person. Naumann wählt zentrale Werke Klaus Manns als Ausgangspunkt seiner Beschreibungen und zeichnet das Umfeld ihrer Entstehung. Der Biograph liefert dabei keine Kurzfassung von Manns eigner Autobiographie, »Der Wendepunkt«, sondern eher eine Ergänzung. Naumann stützt seine Recherchen nicht nur auf die bereits veröffentlichten Zeugnisse zum Leben Manns, sondern fügt zahlreiche, bisher unveröffentlichte Materialien aus dem Nachlass hinzu, der in München aufbewahrt wird.

Gerupft wie gesprungen

Werbetext für den Nachdruck von Robert Neumanns 1927 zuerst erschienenem Parodienband »Mit fremden Federn«: »Das literarische Deutschland schüttelte sich geradezu vor Lachen... Selbst Josef Goebbels las noch mitten im Krieg daraus seinen Gästen vor.« Weiter mag der Verlag nicht zitieren. Denn das geht so: »Neumanns ätzende Schärfe stand seinem eigenen (Goebbels) Wesen zweifellos besonders nahe.« Weshalb der Reichspropagandachef den Rivalen bekanntlich gerade noch rechtzeitig ins Exil jagen und dessen Bücher verbrennen lassen konnte – bis auf das eine natürlich. Neumann, der seinen Verlag besser gekannt haben muß als der ihn, hat's geahnt und sich das von Erich Ebermayer (Leben und Tod der Magda Goebbels) kolportierte Anekdötchen dann lieber gleich selbst ausgemalt. Auszug: »Und damit genug!« sagt Goebbels und schließt das Buch. Mit der Verbeugung eines vollendeten Kavaliers schlägt er vor der Baarova die Hacken zusammen und lädt sie ein, ihm in seine Gemächer zu folgen, wo er ihr einige besonders ätzende Stellen vorlesen will... ihr und nicht der ihm ehelich angetrauten Gattin! Diese blickt den beiden nach. Immer noch ist sie die einzige, die nichts weiß. Es ist uns dokumentarisch überliefert, daß sie sich sogar in angeborener Vornehmheit an einen Diener wandte und ihm befahl: »Bringen Sie dem Herrn Reichsminister etwas Käse auf sein Zimmer!« Sie weiß: Goebbels ißt gern Käse...«

Tür zu, es zieht

Die Frau ans Publikum »Es muß einmal gesagt werden: Die offene Zweierbeziehung hat ihre Nachteile! Die Hauptregel heißt: Soll die offene Zweierbeziehung funktionieren, dann darf sie nur nach einer Seite offen sein: Nach der Seite des Mannes! Denn falls die Beziehung nach beiden Seiten geöffnet wird, entsteht Durchzug.« Mancherorts wird es schon gesprochen, überall aber kann Mann und Frau es nachlesen: Franca Rame / Dario Fo »Offene Zweierbeziehung / Eine Mutter / Die Vergewaltigung«, Rotbuch 301, 14 Mark. Keine Maulerei über den Preis bei den gut 90 Seiten. Erstens ist das der Preis einer Kinokarte, zweitens der Preis zweier besserer Biere und drittens gibt es da noch die Rechnung mit den Zigaretten: raucht man über ein Jahr hinweg nur täglich eine Zigarette weniger – was ja noch dazu reichlich gesund ist – dann kann man sich noch manch schönes Buch dazu leisten. So einfach ist das.

Gattungs-Begriff

1725-1798, geboren in Venedig, gestorben in Dux, trifft zwischendurch Voltaire, Friedrich den Großen und Katharina die Große und besonders andere, ist leicht entflammbar, liebenswürdig, oberflächlich, sprunghaft, gebildet, unzuverlässig und immer bereit: Casanova. Zwölf Bände in sechs Doppelbänden, 5 208 Seiten mit 231 Illustrationen, ordentlich gebunden, 68,- DM billig; nun wieder bei Ullstein aufgelegt, die seit 1972 vergriffene Propyläen-Edition der Casanova-Erinnerungen. Schön.

Das klingt ja wie ein PR-Text! Das klingt nur so, ist aber keiner, denn PR-Texte klingen so: »Der neue und beste deutsche Casanova ist so delikat wie kulturhistorisch wertvoll illustriert, so gediegen gedruckt wie gebunden.« Das schrieb »Der Spiegel« seinerzeit.

Kritiker-Nachlese

Filmliteratur erschöpft sich hierzulande – von einigen wenigen Ausreissern abgesehen – darin, daß jene, die Filmkritik in den Tageszeitungen so betreiben wie andere im gleichen Blatt die Fussballkritik nur zu häufig auf den Einfall kommen, all die tagesjournalistischen Schnellschüsse zusammenzupappen und als Buch herauszugeben. Die Verlage danken es, redigiert haben vorher schon andere, das Lektorat kann sich voll und ganz auf die Paginierung konzentrieren. Das endete nicht immer gut. Eine vergleichende Stichprobe:

Karsten Witte (»Im Kino, Texte vom Sehen & Hören«, Fischer TB Bd. 4454, 12,80 DM) schreibt zu Godards »Carmen«:

»Carmen stirbt und, sterbend, philosophiert sie mit dem tadellos höflichen Zimmerkellner. 'Wie nennt man das, wenn alles verloren ist, die Welt in Schutt und Asche, und der Tag beginnt?' Das Personal im Pariser Intercontinental-Hotel ist gut geschult und antwortet: 'Das nennt man die Morgenröte, Mademoiselle.'« Und Witte erklärt dieses Ende erst einmal ganz schlüssig wenn auch mit reichlich großer Unsicherheit über die Frage, in welcher Zeit er den nun schreiben soll: »DER TAG BEGINNT war ein Film von Marcel Carné (1939), in dem ein Proletarier einen Rivalen erschoß und sich vor der Polizei versteckt. DAS NENNT MAN DIE MORGENRÖTE war ein Film von Luis Bunuel (1956), in dem ein Arbeiter einen Industriellen erschoss, der ihn ins Elend entließ. Aber nicht um inhaltliche Entsprechungen zu PRENOM CARMEN oder cineastische Anspielungen geht es hier. Der Hochmut Godards tut etwas, was er sonst nie tut. Er beruft sich auf andere. Er muß einsam sein.«

Frieda Grafe (»Beschriebenen Filme 1974-1985), Die Republik Band 14, Stroemfeld/Roter Stern, 28, – DM) schreibt zu Godards »Carmen«:

»Carmen, von ihrem kleinen Polizisten befragt, wonach sie es verlange: den Leuten zeigen, was eine Frau mit einem Mann anzustellen fähig ist. Wenn das nicht eine Männerphantasie ist! Machtdemonstration. Aber Miéville findet dafür noch eine weibliche Erklärung, indem sie ihrer Carmen Züge von Elektra gibt. Ausdrücklich nennt Onkel Jean seine Nichte Carmen so, und deren letzte Worte sind die letzten Worte Elektras aus dem Stück von Jean Giraudoux.«

Und was steht bei Giraudoux? »Elektra«, zitiert nach der Fischer Ausgabe von 1961, Seite 102:

»FRAU NARSES: Ja, erklär es! Ich begreife nie so rasch. Natürlich fühle ich, daß etwas geschieht, aber ich gebe mir keine Rechenschaft. Wie nennt sich das wenn der Tag anbricht wie heute, und alles ausgeplündert und durcheinander ist, und man dennoch die Luft einatmet, wenn man alles verloren hat, wo die Stadt brennt die Unschuldigen sich umbringen, die Schuldigen aber im Sterben sind in einem Winkel des anbrechenden Tages?

ELEKTRA: Frag den Bettler. Er weiß es.

DER BETTLER: Das hat einen sehr schönen Namen, Frau Narses. Das nennt sich Morgenröte.«

Und was lehrt das? Elektra hat keinen Film gemacht, in dem Bunuel den Panzerkreuzer durch Frau Narses erobern läßt, dieweil Carmen unter der Aufsicht von Giraudoux einen Tonsetzer namens Godard oder Hans Lucas sucht, der sich allerdings als der Schriftsetzer Bezips verkleidet hat, ohne zu wissen, daß er eigentlich Carné war oder ist oder so oder nicht oder doch?

Schwarze Liste

Salim Jay, in Rabat, Marokko lebender Literaturwissenschaftler hat für »L'Afrique Liltéraire«, Paris, die für ihn zehn besten Romane schwarzer Autoren zusammengestellt. Alles, so Jay, »wesentliche Beiträge an die Welt der Kultur.« Weil sowohl anglophone als auch südafrikanische Literatur fehlt, hat die Liste viel Ärger gemacht. Salim Jay hat deshalb in der Zeitschrift »Block« eine Begründung für die Auswahl nachgeschoben. Alle Literatur habe von einem Exil auszugehen – wirklich oder innerlich, und müsse etwas Subversives enthalten. Erst die Schriftsteller der Karibik oder der USA hätten das Wesen afrikanischer Identität begriffen. In der afrikanischen Literatur selbst sei zuviel Sentimentalität und Selbstmitleid. Daher ziehe er einen Breyten Breytenbach allen südafrikanischen Autoren vor, der sei zwar weiß, aber exiliert und in jedem Absatz subversiv.

Salim Jay Liste:

1. José Luandino (Angola): 'Autrefons dans la vie', 2. Amos Tutuola (Nigeria): 'L'ivrogne dans la brousse', 3. Alan Paton (Südafrika): 'Pleure, o pays bien aimé', 4. Reinaldo Arenas (Cuba): 'La Plantation', 5. Jean Métellus (Haiti): 'La Famille Vortex' 6. Ibrahima Ly (Mali): 'Toiles d'araignées' 7. Sony Labou Tansi (Kongo): 'L'ante-peuple', 8. Ahmadou Kourouma (Elfenbeinküste): 'Le Soleil des Indépendances', 9. Edouard Glissant (Martinique): ' Le Sel noir', 10. James Baldwin (USA): 'La prochaine fois, le feu'

Gerade einer dieser zehn Romane ist auf Deutsch erschienen: Kouroumas »Sonne der Unabhängigkeiten« unter dem Titel: »Der Schwarze Fürst« 1980 bei Peter Hammer.

Afrobeat aus Lagos

Frech, originell und populär sind die Lieder von Fela Anikulapo Kuti. Zu frech für die nigerianischen Behörden. Wegen angeblichen Devisenschmuggels wurde er im November vergangenen Jahres zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Leonhard Cohen, Udo Lindenberg, der argentinische Pianist Miguel Angel Estrella und andere setzen sich inzwischen für Felas

Freilassung ein. Am 21. Juni fand in Athen ein internationales Solidaritätskonzert statt. Felas letztes, kurz vor seiner Verhaftung aufgenommenes Album »Army Arrangement« ist gerade erschienen – in Pidgin-Englisch. (Cell 6109)

Made in Japan

Die Saft- und Kraftwurzel Peter Brötzmann, der wie ein anderer Jazzer die in den aufregenden sechziger Jahren entwickelte Freemusic auch über die flauen Zeiten der neoromantischen Innerlichkeit der 70er Jahre hinweg in die 80er Jahre hineintrug, geht diesen Herbst auf Japan-Tournee. Er wird sein Saxophon in der Art-Rock-Gruppe des Star-Bassisten Bill Laswell, der zur Zelt mit Mick Jagger produziert, blasen.

Konkret 07/85, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Was ist denn los? Sturm auf die Bastille? Revo am Konfektions-Markt? Negeraufstand in Kuba?

Eklatanteste und skandalöseste Ereignisse. . . wilde Leute. . . ausserordentlich riskant für die Stadt... unberechenbar... Kampf gegen alles, was tot ist...je penetranter, vulgärer und impertinenter, desto besser.

Wohin mit den Strömen von Blut? Unter der zerfetzten Fahne aber marschiert der Regisseur P. Zadek, der den Lesern des »Hamburger Abendblatts« mitteilt, welch ungeahnte Schrecken er als neuer Intendant des Deutschen Schauspielhauses den Anwohnern der Elbchaussee einjagen wird, wenn sie nach Shakespeare auch den Beckett als einen Autoren von Charlys Tante kennenlernen müssen.

V. Bredenberg, der kongeniale Biograph des sozialdemokratischen Philosophen H. Apel, weiß auch nichts:

Wenn aber vor dem höchsten Gericht des Bundeslandes, besetzt mit höchstbezahlten Juristen, eine Nachbarfehde – im wahrsten Sinn des Wortes lächerlichster Art – ausgetragen wird, dann darf man sich schon an den Kopf fassen.

Dürfen Sie schon, Bredenberg, aber Sie sollten sich nichts davon versprechen.

Man macht sich Sorgen um H. Kohl. Was soll unser Kanzler bloß tun? Seine Freunde von Springers »Welt« geben guten Rat. Manfred Schell ruft:

Kohl muß handeln.

Herbert Kremp schließt sich an:

Strauß wird den Bundeskanzler zum Handeln drängen. Kohl selbst spricht von Handlungsbedarf und läßt Aktivitäten ankündigen. Im Vordergrund steht die Arbeitslosigkeit, dann kommen die Rentner, die Bauern und die Vertriebenen.

Wird Kohl hören? Wird er die Arbeitslosen in Rente schicken, die Bauern vertreiben? »Welt«Redakteuer Enno v. Loewenstern drängt in der »Bild«Zeitung:

Kohl muß endlich wieder führen.

Strauß hat inzwischen seinen Kremp erhört:

Es ist ungut, wenn nach verlorenen Wahlen feierliche Gelöbnisse auf Besserung abgegeben werden. Jetzt muß endlich was getan werden.

Nun schließt sich auch die »Zeit« an:

Die Union kann Helmut Kohl, so schwierig das sein mag, aus seiner selbstgefälligen Tunix-Attitüde reißen und ihn zur Führung nötigen, wo er sich nicht selber dazu aufrafft.

Die Demokraten sind sich einig: Wir brauchen einen Führer, aber wenigstens einen Handler. Kohl weiß Bescheid. Wenn einer käme, der ihm verriete, *was* er tun soll, könnte aus ihm ein großer Handlungsbedarfsgehilfe werden. Noch muß er sich von Theo sagen lassen:

Die Wende blieb weiterhin eine rhetorische Floskel; jedenfalls verdichtete sie sich nie zu jenem großen Wurf, den eine Mehrheit des Volkes erwartete und auch mitgemacht hätte. Und bald schon wurden die guten Vorsätze von dem Bemühen unterspült, doch lieber die eigene Kundschaft zu bedienen. Flickschusterei bei den Etatkürzungen war Trumpf. Ehe er ins Bundeskanzleramt einzog, hat Helmut Kohl Mal um Mal sinnstiftende geistige Führung versprochen. Daraus ist nichts geworden.

Ja, wenn er die Wende, statt die Vorsätze von dem Bemühen, die eigene Kundschaft zu bedienen, unterspülen zu lassen, zu dem großen Wurf verdichtet hätte den die Mehrheit mitmachen wollte – ob als Werfer oder Wurfgeschoß im Wendekreis der Floskeln ist geflickt wie getrumpft – , dann hätte Kohl sogar dem Theo einen Sinn gestiftet. Daraus ist nichts geworden. Und ich habe das Nachsehen:

Politik ist schließlich keine Süßholzraspelei, Zimperlichkeit nicht angebracht. Aber die Politiker sollten nicht jeden Gegenwind zum Anlaß nehmen, sich in die sterile Hektik von Föhn-Geschädigten zu flüchten.

Sondern? Jedenfalls findet auch die »Frankfurter Allgemeine«, es müsse endlich was geschehen

gegen die morbiden Symptome eines ermüdenden Liberalismus. Es wird nach geistiger Führung gefragt.

Hier ist, nach allem Geplänkel über Handeln und Wenden die Frage nach der Zukunft des ganzen schönen Systems angerissen: Was tun – wenn man Krätze am Arsch hat und zu kurze Arme?

Eine Perle der Zeitkritik, vor mich, die Sau, geworfen:

Ob die Insassen einer Linienmaschine eine Stunde in der stickigen Kabine auf dem Rollfeld ausharren müssen; ob die Passagiere eines Intercity zwanzig Minuten auf dem zügigen Bahnsteig stehen dürfen; ob den »verehrten Hausgästen« eines renommierten Hotels der Service nicht geboten wird, für den sie – auch – bezahlen: »Wir danken für ihr Verständnis« schallt es durchs Bordmikro, aus Lautsprechern, von Klebe-Sprüchen. Die Damen und Herren dieser Dienstleistungsgewerbe fassen uns in die Tasche – und danken grinsend. Dabei verkaufen uns diese Leute ja etwas – Flüge, Pünktlichkeit, Sicherheit, Service. Sie nehmen feste und oft hohe Preise, aber sie liefern die Ware nicht. Und sie entschuldigen sich nicht für eine Panne; sie bitten auch nicht um Verständnis für ein Versehen; sie danken für etwas, was viele überhaupt nicht haben.

Auf jedem Markt sind angestossene Äpfel oder alte Blumen billiger. Mit welchem Recht nehmen Fluggesellschaften, Bahn, Hotels den vollen Preis für »angestoßenen« Service? Ich lasse mir jetzt Kärtchen drucken, ganz feine, auf denen steht: »Ich danke für Ihr Verständnis.« Und die lege ich am Flugplatz-Bahn-Hotel-Schalter zu dem Scheck, auf dem die Hälfte der verlangten Summe eingetragen ist.

F.J.R.

Ist das nicht ganz im Geist jenes Tucholsky, den dieser Feuilletonist reisend vertritt? Wie hier am alltäglichen Detail die Menschheitsfragen exemplifiziert erscheinen, bissig und doch von einer Heiterkeit, die Tränen an den Waden macht; wie da das Tragische mit seinem Hinterteil, das Nützliche mit dem Praktischen, das Grobe mit dem ganz Feinen, die Spesenabrechnung mit der Weltanschauung zu verknüpfen ihm gelang: allerhand! Man könnte glatt vergessen, welch ein Schmock das geschrieben hat, wenn einen nicht jedes Wort daran erinnerte.

Journalismus ist, wenn – aber lassen wir es den Fritz Wirth doch selbst erklären:

Das Steuersystem war ein Dschungel von Schlupflöchern, Hintertüren und Notausgängen. Reagans Reform ist also eine kühne Tat. Nicht nur, weil sie sehr resolut einen Kahlschlag im bisherigen Steuerdschungel versucht. Da sind nicht mehrere Phasen geplant, und da wurden zuvor keine tastenden und testenden Experimente und Trockenkurse gefahren. Dies ist ein kühner Kopfsprung in noch nicht zuverlässig ausgelotete Wassertiefen. Diese Reform spiegelt den »alten« Ronald Reagan wieder: den Macher, den unwiderstehlichen Optimisten, den großen Kommunikator,

den kühnen Kahlschläger in unausgeloteten Wassertiefen, den Holzhacker, der ohne Trockenkurs kühn in den Dschungel der Hintertüren taucht. Journalismus ist, wenn man Wirth wird.

Professor Volker Ritter leitet das Institut für Sportsoziologie und Freizeitpädagogik an der Deutschen Sporthochschule in Köln. Für den »Spiegel« (Freizeitpädagogik) schrieb er einen Essay:

Alkohol ist lediglich ein Glied in einem breiten Spektrum brisanter Faktoren.

Und sowas trinken die Leute?